

# DIE WELTWOCHEN

1 706900 207761 7  
05



## **Raus aus dem Lockdown**

Warum der Bundesrat seinen falschen Kurs ändern sollte.

*Alex Baur*

## **Die Wahrheit über Burma**

Die Generäle putschten nicht, sie waren immer da. *Francis Pike*

## **Masken-Millionäre: Schweizer Heldenstück**

Wie die Jung-Unternehmer Jascha Rudolphi und Luca Steffen das Geschäft ihres Lebens abwickelten. *Beat Gygi*

**Leon de Winter**  
Der Bestsellerautor  
über die Macht  
der Tech-Giganten



SEBA, die Bank für die New Economy

# Haben Sie genug von Negativzinsen?

Unsere Kunden profitieren von attraktiven Konditionen  
und sagen Negativzinsen “Goodbye”.

Die Vorteile des Festgeld Kontos auf einen Blick:

- **0.5% Zins bei einer Einlage bis zu CHF 500'000\* oder EUR 500'000\* und 1.0% Zins bei einer Einlage bis zu USD 500'000\***
- **Keine Gebühren für die Kontoeröffnung und -führung**
- **Gratis SEBA Bank Card und gratis Krypto Wallet**
- **Einfacher Kontoeröffnungsprozess online oder persönlich**
- **Als regulierte Schweizer Bank mit Effektenhändlerlizenz und Pionierin im Bereich von digitalen Vermögenswerten bieten wir Ihnen:**
  - einen bequemen Zugang zur Welt der digitalen Assets
  - das breite Serviceangebot einer traditionellen Bank
  - die Verwaltung und Verwahrung von traditionellen und digitalen Vermögenswerten nach den höchsten Sicherheitsstandards

**Das Festgeld Konto ist ein Angebot für professionelle Kunden,  
die in der Schweiz domiziliert sind.**

\* Für Festgelder und Beträge über CHF 500'000 bieten wir ebenfalls attraktive Zinssätze; kontaktieren Sie unsere kompetenten Berater unter 041 552 43 03 oder per Email an [festgeld@seba.swiss](mailto:festgeld@seba.swiss)

Sind Sie ein professioneller Kunde  
und wollen mehr erfahren oder  
direkt onboarden?

Wir beraten Sie gerne:

**SEBA Bank AG**  
Kolinplatz 15 in 6300 Zug  
041 552 43 03  
[festgeld@seba.swiss](mailto:festgeld@seba.swiss)

## RECHTLICHER HINWEIS

Als Mitglied der esisuisse sind Kundengelder bei Banken und Wertpapierhäusern in der Schweiz bis zu CHF 100'000 gesichert. Diese Publikation dient nur zu Informationszwecken und richtet sich ausschliesslich an professionelle Kunden gemäss Art. 4/5 FIDLEG und stellt weder eine Empfehlung zum Erwerb von Finanzprodukten noch eine Offerte oder Einladung zur Offertstellung dar und ist kein Research. SEBA Bank AG behält sich das Recht vor, dieses Angebot ohne Ankündigung zu limitieren. Alle Angaben sind ohne Gewähr.

Eine Wiedergabe – auch auszugsweise – von Artikeln und Bildern ist nur mit Genehmigung von SEBA Bank AG gestattet. Jegliche Haftung für unverlangte Zusendungen wird abgelehnt.  
© SEBA Bank AG, Kolinplatz 15, 6300 Zug.  
2021 Alle Rechte vorbehalten.



## Corona ist das Klima-Trainingslager

Noch nie überwinterten so viele Wasservögel in der Schweiz. Auf dem Neuenburgersee wurden über 30 000 Exemplare mehr gesichtet als vor einem Jahr. Rekord.

Die fliegenden Flüchtlinge flogen dem skandinavischen und russischen Winter davon. Weil es im Norden und im Osten so unerbittlich kalt ist, retteten sie sich in die wärmere Schweiz.

Bitte keine falschen Schlussfolgerungen jetzt: Natürlich wird es im Norden nur deshalb kälter, weil die Erde dramatisch wärmer wird.

Auch der Rekordschneefall in der Schweiz vor drei Wochen, den es gar nicht hätte geben dürfen, kann nur eine Folge der Erderwärmung sein. Was denn sonst.

Alle sagen es, also muss es stimmen: Egal, ob die Temperaturen steigen oder sinken, schuld daran ist die Erderwärmung, und schuld an der Erderwärmung ist der Mensch.

Deshalb müssen wir jetzt diese Erderwärmung stoppen, damit es in der Schweiz wieder kälter und in Russland wieder wärmer wird.

### Sobald das Wetter spinnt, ist es Klima

Doch aufgepasst: Wetter und Klima sind zwei Paar Schuhe. Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Vor allem dann nicht, wenn das Wetter normal ist.

Sobald das Wetter aber verrücktspielt, wenn es Hitzewellen, Stürme, Mörderlawinen oder Dürreperioden gibt, dann ist es nicht mehr Wetter, sondern Klima.

Logisch.

Können wir überhaupt noch etwas dagegen unternehmen? Aber sicher. So souverän wir gegenwärtig Corona meistern, so brillant werden wir auch die Erde retten.

Mattea Meyer ist beeindruckt. Die Co-Präsidentin der SP sagt es dieser Tage in einem Interview: «Corona beweist es: Wenn der politische Wille da ist, kann unsere Gesellschaft Berge versetzen.» Es klingt wie eine Drohung.

«Mit diesen Überlegungen», fährt die Jungpolitikerin fort, müsse man jetzt auch die «Klimakrise» anpacken und bewältigen.

Corona ist das Trainingslager für die Klimapolitik.

Was Corona ist, das wissen wir inzwischen: Ausnahmezustand, Flachlegung der Wirtschaft, Ausserkraftsetzung der Freiheit, Bundesräte, die mit Experten regieren, Dekrete statt Demokratie. Alle Macht dem Staat.

Bis jetzt machen die Schweizer erstaunlich brav mit. Anders als in den Niederlanden oder in Österreich begehrt fast niemand auf. Ein Volk von Einzelmasken.

Corona ist das Trainingslager für die Klimakrise. Darüber freut sich Mattea Meyer. Mit den Instrumenten der Pandemie werden wir auch das Klima in den Griff bekommen.

Welche Klimakrise meint sie eigentlich? Die Kälte in Russland? Die Wärme in der Schweiz? Die schmelzenden Gletscher geben Bäume frei. Sie standen dort, wo es heute keine Bäume gibt.

So akut tödlich kann der Klimawandel nicht sein. In der Schweiz sterben die meisten Menschen nach wie vor an Herz-Kreislauf-Krankheiten, an Krebs, an Unfällen, an Alterschwäche, an oder mit Corona.

Klimawandel heisst Hitze. Aber Hitzetode sind so selten, dass man sie in den Tabellen kaum findet. Noch ertrinkt kein Schweizer in seinem Wohnzimmer, weil er vom Monsun überrascht wird.

Zum Glück.

Haben wir mehr Schlammlawinenopfer in Hanglagen? Verschwinden Teile des Mittellands im Meer? Noch nicht.

Selbst in den USA, wo es immerhin Wüsten gibt, sieht es nicht so düster aus. Nur 0,3 Prozent aller Toten sterben, weil es wärmer wird.

Trotzdem. Die Tatsache, dass wir die Klimakrise nicht sehen, könnte erst recht ein Beweis sein für ihre tückische Gefährlichkeit. Daher muss gehandelt werden. Damit wir in dreissig Jahren überleben.

### Sie wissen haargenau, was kommt

Corona ist kein Ausnahmezustand, hofft Mattea Meyer. Es ist eine Inspiration. Es ist die neue Normalität. Nur die Bedrohungen wechseln. Das Klima ersetzt das Virus. Schon bald.

Ist dies eine Verschwörungstheorie? Vielleicht. Aber eine belegbare. Es gibt eine Verschwörung von Macht und Interessen. Man nennt es Klimapolitik. Viele profitieren davon. Der Mittelstand bezahlt.

Darum sitzt der Mittelstand jetzt auf der Anklagebank. Ihr seid schuld! Mit euren Autos, mit euren Wohnungen, mit eurer Marktwirtschaft, mit eurem Wohlstand! Opfert! Kauft euch frei!

Der Kanton Zürich fängt an. Ölheizungen müssen weg. «Der Markt allein wird es nicht richten», weiss der Grüne Florian Meier.

Der Markt richtet es nicht mehr. Also müssen es die Meyers und die Meiers richten, unterstützt von Bundesrätin Sommaruga und Katrin Schneeberger, Bundesamt für Umwelt.

Bei den Impfstoffen ringen sie um Überblick, aber beim Weltklima sind sie ihrer Sache bombensicher. Je unschärfer die Gegenwart, desto klarer die Zukunft.

Corona ist das Klima-Trainingslager. Schaffen wir die Schweiz ab, um die Welt zu retten. Warum nicht? Der politische Wille, lehrt Mattea Meyers Pandemie, kann Berge versetzen. R.K.

Unsere einzige Schwäche: es gibt nur 33 Betten.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.



# Lord Hannan, EU-Impfstreit, Fluchtwege aus dem Lockdown, Antifa als Gefahr, Heinz Tännler, US-Adler mit Sonnenbrille statt blonden Haaren

Die Signale aus der Nachbarschaft sind widersprüchlich. Deutschland setzt einen Corona-Lockdown mit harter Repression durch, Frankreich schliesst die Grenzen, aber bleibt innen halbwegs offen, in Österreich und in Italien zwingt die rebellierende Bevölkerung die Regierung zu einer Teilöffnung. In der Schweiz versuchen Bund und Kantone die Angst vor der ominösen Briten-Mutation durch Massentests in Schulen und Altersheimen aufrechtzuerhalten. Doch die Drohkulissen haben an Kraft verloren, der Unmut wächst im gleichen Mass, wie das Vertrauen in die Regierung sinkt. Die Verlagerung der Kampfzone auf die Schulen vergiftet das Klima zusätzlich. Alex Baur erklärt, warum die Regierung die Blockadestrategie sofort beenden muss, wenn sie nicht irreparable Schäden in Kauf nehmen will. **Seite 12**

Wer dem Faschismus den Kampf ansagt, hat den Applaus auf sicher. So geniesst die Antifaschistische Aktion (Antifa) seit Jahren das Wohlwollen der meisten Journalisten sowie linker Politiker. Nun legt der amerikanische Journalist Andy Ngo ein sorgfältig recherchiertes Buch («Unmasked») vor, das die Gefahr dokumentiert, die von den schwarzvermummten Schlägertrupps ausgeht. Während Jahren hat er die Szene in den USA minutiös beobachtet und sich beim Schwarzen Block infiltriert. Die anarchisch-kommunistische Antifa habe nichts Geringeres im Sinn als die Zerstörung von Staat und Demokratie und bediene sich dabei terroristischer Methoden, erklärt Ngo im Gespräch



*Lords unter sich: Weltwoche-Autor Daniel Hannan (M.) am Tag seiner Berufung.*

mit Urs Gehrig. Ngo bezahlt einen hohen Preis für seine Recherche. Er wurde zusammengeschlagen und in seinem Haus bedroht. Vor wenigen Wochen sah er sich gezwungen, seine Heimat zu verlassen. **Seite 34**

Er war Einzelrichter im Schweizer Eishockey und Chef der Rechtsabteilung der Fifa. Auch als Zuger Finanzdirektor scheut Heinz Tännler weder Zweikämpfe noch Forechecking. Im Interview mit Thomas Renggli zeigt er auf, dass auch der gutsituierte Kanton Zug von der Corona-Krise wirtschaftlich gebeutelt ist und dass ausgerechnet jene Firmen, die sonst keine Steuern zahlen, nun vom Staat Geld einfordern. Er erklärt, weshalb er mit dem Krisenmanagement von Bundesrat Alain Berset nicht einverstanden ist und warum er befürchtet, dass der Shutdown verlängert werden könnte. **Seite 38**

Mit dieser Ausgabe wechselt das Logo der Kolumne «Inside Washington». Der amerikanische Wappenadler figuriert nicht mehr mit der blonden Frisur, sondern trägt neu eine goldene Pilotenbrille. Wir danken dem Künstler Lev Kaplan für seine exzellente Umsetzung. Der Machtwechsel im Weissen Haus wird somit nun auch grafisch nachvollzogen, nach sorgfältiger Prüfung des Wahlergebnisses durch die Art-Direktion. Autorin bleibt Amy Holmes, unsere hervorragend vernetzte Kollegin in den Vereinigten Staaten. Sie berichtet über das, was andere Zeitungen ausblenden. Wir danken ihr herzlich für die Hintergründe aus der US-Hauptstadt unter dem neuen Präsidenten Joe Biden. **Seite 40**

Viele Journalisten verkraften es nicht, dass Britanniens Premier Boris Johnson bei den Brexit-Verhandlungen ein Meisterstück hinlegte. Ingeheim hofft man darauf, dass die renitenten Insulaner ihren EU-Austritt bald bereuen werden. Doch das Gegenteil trifft ein. Brexit-Britannien hat auch den ersten Härte-test in der Wirklichkeit bestanden im Impfstreit mit Brüssel. Schneller, beweglicher, weniger bürokratisch: Das Vereinigte Königreich macht es besser. Darüber schiebt in dieser Ausgabe Daniel Hannan, seit kurzem Lord im britischen Oberhaus für die Konservativen, Kolumnist langjähriger Europa-Abgeordneter, immer wieder Autor für die *Weltwoche*. Hannan kritisiert die Überheblichkeit der EU und glaubt, ihr Verhalten würde vielen die Augen öffnen. **Seite 41.**

*Ihre Weltwoche*

**IMPRESSUM**

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.  
**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.  
 Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo  
**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.  
**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Ist der geordnete Ausstieg möglich? Seite 12



Mythos und Realität: Suu Kyi. Seite 18



Erfolg mit Masken: Seite 22

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 6 Eilmeldung Kampfzone Volksschule
- 7 Peter Rothenbühler  
Liebe Eva Wannemacher
- 8 Tagebuch Laura Zimmermann
- 10 Bern Bundeshaus  
Impfstoff-Plan B: Schönreden und hoffen
- 11 Blick in die Zeit
- 12 Raus aus dem Lockdown  
Der Widerstand wächst
- 14 Personenkontrolle
- 14 Anne Lévy Maulkorb für die Medien
- 16 Mörgeli Je rechter, desto tödlicher
- 16 Endstation Klima-Diktatur  
Die Mission der Grünen
- 17 Peter Bodenmann Milchmann Maurer  
melkt die Nationalbank
- 18 Aung San Suu Kyi  
Sturz einer Lady
- 19 Impfstrategie Alles unklar
- 20 Bern fällt Bäume  
Roden für den Ausbau des Bahnhofs
- 21 Katharina Fontana  
Der kleine Unterschied
- 22 Masken-Millionäre  
Ein Schweizer Heldenstück
- 24 Verhüllungsverbot  
Zustimmung in der Romandie
- 25 Wenn der Tod nicht reicht  
Rache an Oliver Cromwell
- 26 Polizeiminister als Freiheitskämpfer  
Der FPÖ-Politiker Herbert Kickl

- 28 Wer ist Che Wagner? Ein junger  
Basler weibelt für «Long Covid»
- 29 Kurt W. Zimmermann  
Vier Köpfe für ein Halleluja
- 30 Erika Hess  
Sie fuhr nicht Ski, sie tanzte Slalom
- 32 Südafrikas Warren Buffett  
Genialer Investor Johann Rupert
- 33 Thilo Sarrazin Impf-Desaster  
in der Apotheke der Welt
- 34 Terror von links  
Journalist Andy Ngo über die Antifa
- 36 Die maskierte Gesellschaft  
Gesichtsverlust im öffentlichen Raum
- 37 Vreni Spoerry  
Die grosse FDP-Dame
- 38 «Wie in einem Teufelskreis»  
Zugs Finanzdirektor zum Lockdown
- 40 Inside Washington
- 40 Betrug am Publikum  
Betteln in der Kulturszene
- 41 Manieren wie Hugo Chávez  
Die EU gegen Grossbritannien
- 42 Was ist los in den Niederlanden?  
Die Regierung Rutte in der Krise
- 44 Vorbild Graubünden  
Bergler meistern die Pandemie
- 44 Italien Koalition gegen Neuwahlen
- 45 Henryk M. Broder  
Die Wiederkehr des IM
- 46 Gamestop Angriff auf die  
Zitadellen der Hochfinanz
- 48 Leserbrief
- 49 Nachruf Robert K. Heuberger
- 50 Beat Gygi  
Wie die Finanzbranche grün werden soll

## LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche
- 52 Katholisches Epochenbrausen  
Matthias Matussek über Joseph Ratzinger
- 54 Bücher der Woche
- 57 Die Sprache Marktführer
- 58 «Als wollt's die ganze Welt  
satt machen» Netflix
- 60 Film «The White Tiger»
- 61 Kunstmarkt Dirk Boll
- 62 Chanson Thomas Dutronc
- 63 TV Kulturstreichkonzerte
- 63 Jazz Joe Lovano Trio Tapestry

## LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
- 67 Thiel
- 68 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Fragen Sie Dr. M.
- 71 Mittagessen mit Jean-Christophe Babin
- 72 Angriff der Tech-Giganten  
Leon de Winter über Zensur im Internet
- 74 Tamara Wernli

# Kampfzone Volksschule

Mit ziellosen Massentests an Kindern soll die Corona-Angst aufrechterhalten werden. In der Bevölkerung regt sich passiver Widerstand.

Alex Baur

Die Not des Bundesrats und der ihm zudienenden Kantone ist gross. Und sie wächst mit den seit nunmehr über zwei Monaten ständig sinkenden Indikatoren täglich. Obwohl der ominöse Briten-Mutant sich auch in der Schweiz längst ausgebreitet hat, lässt die prophezeite Katastrophe auf sich warten. Dank Massentests sind die Fallzahlen am Dienstag zwar wieder ganz leicht angestiegen. Doch die Positivitätsrate liegt mittlerweile unter 10 Prozent. Den Regierungen von Bund und Kantonen fällt es zusehends schwer, die Bevölkerung von ihrer Shutdown-Logik zu überzeugen.

Mit der Testoffensive widerspricht sich der Bundesrat (einmal mehr) selbst. Im letzten Juni liess die Regierung (Antwort auf Motion 20.3859) noch verlauten: «Aus Sicht des Bundesrats ist das systematische grossflächige Testen sowie das Testen von repräsentativen Stichproben aus der hauptsächlich gesunden und symptomlosen Bevölkerung kein geeignetes Mittel, um eine präzise Information zur epidemiologischen Situation zu erhalten. Ein Virusnachweis bei einer symptomfreien Person ist schwierig zu interpretieren, da es sich um ein Überbleibsel einer geheilten Infektion handeln könnte. Zudem ist bei einer Stichprobe, die fast nur aus gesunden Personen besteht, die Wahrscheinlichkeit für falsche Testergebnisse sehr hoch. Bei der Entnahme der Probe handelt es sich ausserdem um einen invasiven Eingriff, der von staatlicher Seite nicht ohne Weiteres verordnet werden kann. Überträgerinnen und Überträger des neuen Coronavirus sind im Wesentlichen Personen, die bereits Covid-19-Symptome zeigen oder kurz davor sind.»

## Bussen bis 10 000 Franken

Es gibt keine neuen Erkenntnisse, die etwas an diesem Befund geändert hätten. Die Kehrtwende hat rein politischen und psychosozialen Charakter. Nach wie vor gilt die Einschätzung von Kinderärzten Schweiz, gemäss der das Virus, das die Kinder auch seltener übertragen, für diese keine Gefahr darstellt. Trotzdem verlegen Bund und Kantone die Kampfzone nun an die Schulen. Ein einziger positiver PCR-Test

reicht, um ganze Schulhäuser dichtzumachen und die Kinder samt der ganzen Belegschaft zum Massentest antreten zu lassen.

So ordnete die Stadt Luzern letzte Woche die Schliessung des Schulhauses Maihof an. Erna Meier (Name geändert) erhielt den Marschbefehl der Schulleitung und des Kantonsarztes am 29. Januar von ihren beiden Töchtern ausgehändigt, als diese zum Mittagessen nach Hause kamen. Noch am selben Nachmittag hätten die beiden Primarschülerinnen zum Massentest antreten

*Die Hardliner konnten sich bislang durchsetzen, sie sitzen am längeren Hebel.*

müssen. Sie seien zum Test «verpflichtet», ist in den Briefen zu lesen, wer dem Aufruf nicht Folge leiste, müsse sich in Quarantäne begeben. «Verstösse» würden mit einer Busse von bis zu 10 000 Franken geahndet.

Ob die Luzerner Behörden selbst gegen die Gesetze verstossen haben, werden voraussichtlich die Gerichte entscheiden. Einige Eltern wollen eine Klage einreichen. Wie der Bundesrat schon im letzten Juni festgestellt hatte, kann niemand zum Massentest gezwungen werden. Das gilt erst recht bei Kindern. Die Einwilligung der Eltern ist zwingend. Doch viele Kinder vom Maihof, die über Mittag in der Schule bleiben, konnten ihre Eltern nicht einmal informieren.

Im Behördenbrief wird nicht darauf hingewiesen, dass die Eltern den invasiven Test an ihren Kindern verweigern können. Vielmehr wird der Eindruck erweckt, dass sie keine Wahl hätten und dass bei einer Verweigerung drakonische Bussen drohten. Weil sie nach dem Test alle Kinder in die Quarantäne verbannten, können sich die Behörden auch nicht auf einen Notstand berufen.

Erna Meier schickte ihre beiden Kleinen trotz dieser Drohkulisse nicht zum Massentest ins Maihof-Schulhaus. Und sie war offenbar nicht die Einzige. Von den insgesamt 450 Personen, die gemäss Pressemitteilung hätten antreten sollen, wurden am Ende lediglich 374 getestet (wovon 18 positiv, davon zwei Drittel mit der britischen Variante). Das entspricht den Erfahrungen von Volketswil ZH, wo immerhin 87 von 500 Primarschülern den Massentest verweigerten.

## «Widerstandsnest» Fischenthal

Der passive Widerstand gegen die wahllose Testerei überrascht insofern, als die viel gravierendere Maskenpflicht in den meisten Schulen ohne grossen Widerstand durchgesetzt wurde. Bei der Maske konnten die Schulen allerdings auf die Gesetze des Mobbingbans bauen: Lehrer und Schüler, die sich dem Gruppenzwang widersetzen, werden ausgegrenzt und sozial isoliert. Das ist beim Testen schwieriger.

Es häufen sich allerdings auch Berichte von Eltern, die ihre Kinder wegen der Maskenpflicht aus der Schule genommen haben und diese zu Hause unterrichten oder in eine Privatschule schicken. Gemäss der NZZ haben allein in der kleinen Zürcher Landgemeinde Fischenthal, die als «Widerstandsnest» gegen das Corona-Regime gilt, in einer Primarklasse 10 von 21 Erziehungsberechtigten ihre Kinder von der Staatsschule genommen.

Mit den Massentests und Zwangsmasken wurde die Kampfzone um das Corona-Regime in die Volksschulen verlagert. Die Hardliner konnten sich bislang durchsetzen, sie sitzen am längeren Hebel. Die Frage ist, wie sich dieser Kulturkampf längerfristig auf die Volksschule auswirken wird.



# Liebe Eva Wannenmacher

Sie machen als «Kulturplatz»-Moderatorin einen guten Job, nie langweilig. Ich staune zuweilen nur, dass es Künstler gibt, die nur Sie kennen.

Nun wirft Ihnen der *Tages-Anzeiger* unter dem Titel «Wannenmachers wunderliche Welt» eine Vermischung von TV-Job und Kommerz vor, weil Sie im Web Dinge propagieren wie «schamanische Retreats» oder «ein Stück Salbei, das man zum Räuchern nutzen kann». Ob das gegen Regeln verstösst, muss SRF abklären.

Was mich ärgert, ist die Vermischung der Kritik mit einer unfairen Darstellung Ihrer Person. Glaubt man dem *Tagi*, sind Sie unrettbar ins Esoterische abgedriftet, ein Fan von Astrologie und Schamanismus, recht eigentlich eine Art Hexe.

Genüsslich wird auch zitiert, wie Sie in einer Sendung zur «Künstlerin» Talaya Schmid, die «Vulva-Teppiche» webt, gesagt haben: «Talaya, wir werden nachher zusammen masturbieren,



*Fantasie eines «Tagi»-Redaktors:*  
Fernsehfrau Wannenmacher.

dann können wir uns ja auch Du sagen.» Natürlich beflügelt ein solcher Spruch die Fantasie eines *Tagi*-Redaktors.

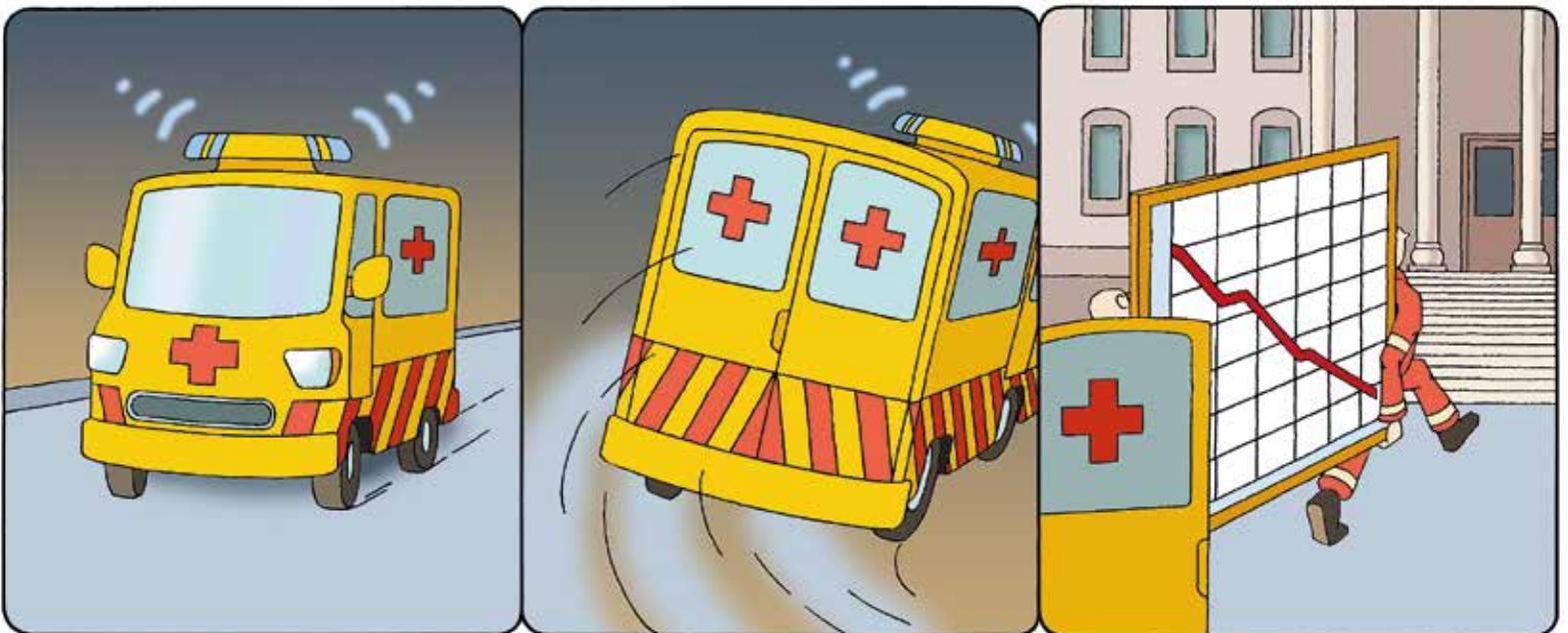
Aber er wurde aus einem Zusammenhang gerissen, in dem es um Sex und «Selbstermächtigung der Frauen» ging und diese Talaya über ihr Angebot von «Gruppen-

masturbationen» reden durfte (das gibt's!) und anhand von Büchern aus den USA (von wo sonst?) das männerdominierte «kulturelle Narrativ» zur weiblichen Sexualität diskutiert wurde. (Leser, die jetzt den Podcast suchen, warne ich: Man sieht Wannenmacher nicht Hand anlegen. Es war nur ein cooler Spruch.)

Zunächst dachte ich, das gehört in «Gesundheit heute» von Dr. Jeanne Fürst. Aber seit ich erfahren habe, dass an der Universität Bielefeld Workshops angeboten werden, die Studentinnen bei «mösealer Ejakulation» helfen sollen («Bringen Sie Gleitgel und Handspiegel mit»), bin ich überzeugt, dass da kulturell etwas ins Gleiten gekommen ist, dem Sie zu Recht im «Kulturplatz» einen Spiegel vorgehalten haben, wenn auch einen unkritischen.

*Mit freundlichen Grüssen*  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

Laura Zimmermann



Irgendein Abend, irgendwann im späten Januar. Mein Home-Office habe ich zu einem guten Freund in die Berge verlagert. Ein grosses Privileg. Es regnet gerade in den vorgestern frischgefallenen Schnee. Momentaner Zustand: Corona-Fatigue.

Immerhin haben sich meine Cocktail-Mix-Fähigkeiten im letzten Jahr verbessert. Der Negroni lächelt mir vom Schreibtisch aus zu. Ich sollte noch etwas arbeiten, lasse es dann aber bleiben. Morgen ist auch wieder ein Tag. Prokrastination 3000.

Stattdessen schlägt mir Netflix «Hillbilly Elegy» vor, den Film zur Autobiografie von J. D. Vance. Ein Buch, das meiner Meinung nach wie kein anderes erklärt, wieso Menschen im Südosten der USA damals 2016 (und auch heute) Trump gewählt haben und wieso die Idee der Meritokratie niemals Gerechtigkeit herstellen wird.

«Hillbilly Elegy» und «Retour à Reims» von Didier Eribon gehörten 2020 zu meiner Lieblingslektüre. Das war ein positiver Aspekt von Corona. Endlich mal wieder Zeit zu haben, die gekauften Bücher zu lesen. Der Film hat alles, was meine Lethargie der Woche noch lethargischer werden lässt. Ich schalte um, «Friends», *it is* – wie jeden Abend. Beim Einschlafen frage ich mich, ob sich meine sozialen Fähigkeiten in dieser Pandemie zum Schlechten verändert haben. Und ob das denn so schlimm wäre.

Ein neuer Tag. Ich bin beim Einkaufen in diesem schönen Dorf irgendwo in den Schweizer Bergen. Alle tragen Maske. Manche einen Skihelm. Niemand eine Burka. Eigentlich gäbe es ja so viele dringliche Themen, die im Jahr 2021 politisch angegangen

werden müssten: Europa, Altersvorsorge, Wirtschaftspolitik, Digitalisierung, Bürgerrechte.

Aber nein, 2021 stimmen wir in der Schweiz darüber ab, ob wir Burkas per Verfassung verbieten wollen. Die Abstimmung über diese Initiative wirkt wie ein Relikt aus einer längst überwundenen Zeit, als die SVP noch in Hochform war. Nun dürfen wir uns also mal wieder mit sowas herumschlagen. Und das einzig, weil es Walter Wobmann – um es mit Mike Müllers Worten zu sagen – «nicht so mit Muslimen hat» (und mit ihm offenbar über 100 000 andere Schweizerinnen und Schweizer, die die Initiative möglich gemacht haben).

Klar, jeden Angriff auf die freiheitliche, liberale Gesellschaft gilt es abzuwenden. Und das Burkaverbot ist ein Angriff auf unsere liberale Verfassung und unsere Freiheitsrechte. Aber: *Seriously*, Leute, Burkas? Wer ist so irritiert ob einem Kleidungsstück, das in der Schweiz nicht mal getragen wird, um es gleich per Kleidervorschrift in der Verfassung verbieten zu wollen?

Auch ich verachte Burkas. Ich werte sie als ein Symbol für die Unterdrückung der Frau. Auch ich wäre irritiert, wenn ich hierzulande mal eine sehen würde. Aber ich sehe ja nie eine. Und was noch viel wichtiger ist: Ein bisschen Irritation hält eine vielfältige Gesellschaft wohl noch aus, oder? Dass Freiheit immer die Freiheit der Andersdenkenden ist, sagt sich so leicht. Doch es braucht grosse innere Kraft, auch dafür einzustehen, dass jemand sagen oder tun kann, was man nicht hören oder sehen will.

Man kann gegen die Burka und gegen ein Burkaverbot sein. Das ist kein Widerspruch. Um es klipp und klar zu sagen: Frauen gehören vom Staat weder ausgezogen noch eingehüllt. Wie man zu einer Vorlage wie dem Burkaverbot Ja stimmen kann, ist mir schleierhaft.

Ich hab's auch nicht so mit den Meinungen und der Kleidung von Walter Wobmann. Würde ich sie deswegen verbieten? Niemals! Die Werte der Freiheit und unserer liberalen Verfassung sind um ein Vielfaches stärker als die Bedrohung durch ein Kleidungsstück.

Szenenwechsel, zwei Tage später. Ich bin auf der Rückreise nach Zürich. Zurück in die Realität. Eben hat mich die Push-Nachricht erreicht, dass SRF-Russland-Korrespondentin Luzia Tschirky in Minsk festgenommen wurde. Und plötzlich spricht die ganze Twitter-Schweiz über das Thema, über das Tschirky bereits seit Monaten berichtet hatte: Die Menschen, die Protestierenden, ja aber auch die Journalisten\*innen sind in Weissrussland in grosser Gefahr. Sie werden ohne Grund und im Falle der Journalisten trotz gültiger Akkreditierung festgenommen. Ein paar Minuten später der erleichternde Tweet: Tschirky sei soeben aus der Polizeistation freigelassen worden.

Ihre Bekannte und deren Ehemann werden weiterhin ohne Grund festgehalten. Die Festnahme von Tschirky stimmt mich traurig. Ich halte sie für eine der besten Journalistinnen der Schweiz. Sie berichtet mit exzellenten Recherchen aus den uns am nächsten gelegenen autoritären Regimes. Eine mutige Arbeit, die (wie diejenige tausender Berufskollegen\*innen von Tschirky) viel zu wenig honoriert wird. Den Mutigen gehört die Welt, denk ich mir einmal mehr. Und bin froh, dass es Luzia Tschirky gutzugehen scheint.

Laura Zimmermann ist Co-Präsidentin der Operation Libero.

# WELTWOCHEN daily



Neu auch  
als App  
Jetzt «weltwoche daily»  
downloaden im  
App Store oder  
auf Google Play

[www.weltwoche-daily.ch](http://www.weltwoche-daily.ch)

## Menschen und Meinungen Jetzt neu: täglich aktuell

### Die Weltwoche baut ihr Online-Angebot aus

- Montag bis Freitag, um Punkt 6 Uhr 30.
- Pointierte Meinungen zu den wichtigsten Themen von unseren Redaktoren und prominenten Gastautoren.
- Konzentration aufs Wesentliche, kurz und klar.
- Meinungsvielfalt über alles.

Die andere Sicht, unabhängig,  
kritisch, gut gelaunt.

Jetzt kostenlos testen auf  
[www.weltwoche-daily.ch](http://www.weltwoche-daily.ch).



Apple logo® und Apple®  
sind Marken von Apple Inc.



Google Play ist eine Marke  
von Google LLC.

**DIE**  **WELTWOCHEN**

# Impfstoff-Plan B: Schönreden und hoffen

Was machen die Behörden, wenn vertragliche Abmachungen nicht mehr eingehalten werden, wie das dieser Tage passiert? Die Antworten lassen nichts Gutes erahnen.

Als Bundesrat Alain Berset vergangene Woche in der Gesundheitskommission (SGK) des Ständerates zum schleppenden Gang beim Durchimpfen der Bevölkerung Stellung beziehen musste, wich er wie gewohnt aus. Wenn man ihm im Sommer des letzten Jahres gesagt hätte, dass man bereits im Januar impfen werde, hätte er von einem Wunder gesprochen, versuchte er die Gesundheitspolitiker zu beruhigen. Diese hätten von ihm lieber erfahren, was er tun will, um das Impftempo zu erhöhen.

Die Schweiz befindet sich seit einem Jahr in einer Art künstlichem Koma. SVP-Präsident Marco Chiesa hat es kürzlich vorgerechnet: Jede Stunde im Shutdown kostet sechs Millionen Franken. Ein schnelles Durchimpfen der Schweizerinnen und Schweizer wäre demnach oberstes Gebot. Aber Betsers Impfstrategie ist der komplette Flop. Zuerst funktionierte das Impf-Anmeldetool des BAG nicht. Jetzt fehlt es an Vakzinen. Im Zeitlupentempo wird die Schweiz gegen das Coronavirus immunisiert.

## Viel erfolgreicher

Neidisch blicken viele auf Israel, einen Staat mit ähnlich grosser Bevölkerung wie die Schweiz, der aber mit seiner Impfstrategie viel erfolgreicher ist. Israel ist der Staat mit der weltweit höchsten Impftrate. Was hat der israelische Gesundheitsminister besser gemacht als sein Schweizer Kollege? «Wir äussern uns nicht zur Impfstrategie anderer Länder», heisst es in Bern. Liegt es vielleicht auch an den Lieferverträgen?

Gesundheitspolitiker wie der Basler Thomas de Courten verlangen von Berset Erklärungen. «Man hat uns gegenüber stets betont, die Verträge seien perfekt», erinnert er sich. «Überprüfen durften wir diese nicht.» Aber jetzt verlangen de Courten und andere SGK-Parlamentarier Einblick in diese Abmachungen.

Hat man darin ein genaues Prozedere festgelegt? Was passiert im Fall, dass die bestellten und vorausbezahlten Dosen nicht geliefert werden? Sind die Liefertermine im Vertrag klar geregelt? Und hat der Bund überhaupt



Seine Impfstrategie ist der komplette Flop: Gesundheitsminister Berset.

die Möglichkeit, die Verträge durchzusetzen? «Diese Fragen müssen geklärt werden», so de Courten.

Man wüsste auch gerne, was der Plan B ist, wenn alle Stricke reissen. Die ungleiche Verteilung der Corona-Impfstoffe in Europa sorgt für grossen Ärger und verschärft den Impf-

*«Man hat uns gegenüber stets betont, die Verträge seien perfekt. Überprüfen durften wir diese nicht.»*

Nationalismus. Die EU hat zum Beispiel mit dem Pharmaunternehmen Astra Zeneca einen Streit vom Zaun gebrochen, weil der britische Impfstoffhersteller die bestellten Mengen nicht geliefert hat. Als Folge davon hat Brüssel nun einen Kontrollmechanismus für die Ausfuhr von Impfstoffen aus der EU eingeführt. Was, wenn dies plötzlich Schule macht, wenn die einzelnen Länder Ausfuhren blockieren, um die Dosen für die eigene Bevölkerung sicherzustellen?

Das hat man alles schon im Frühjahr erlebt, als Schutzmaterial und Desinfektionsmittel

trotz Pandemieplänen plötzlich überall fehlten. Damals blockierte Deutschland Lieferungen in die Schweiz. Man habe den Deutschen dann höflich, aber bestimmt zu verstehen gegeben, dass die Schweiz gleich verfahren könnte, sagen enge Vertraute von Bundesräten – und dafür auch auf die nachgefragten Beatmungsgeräte einer Bündner Firma verwiesen. Einzelne Impfstoffe würden ausserdem auch in der Schweiz produziert.

## «Das sind Scheinlösungen»

Allerdings glaubt kein Mensch ernsthaft daran, dass die Schweiz die Ausfuhr des Moderna-Impfstoffes, hergestellt von Lonza in Visp, oder des in Basel durch die Novartis abgefüllten Serums von Biontech/Pfizer blockieren würde. Aber es kurbelt die Diskussion an, wie man im Falle einer Pandemie die Versorgung mit Vakzinen garantieren kann.

Die Frage steht seit mindestens fünfzehn Jahren im Raum. Berset hat darauf bisher keine Antwort gefunden, ausser den offenbar etwas wackligen Lieferverträgen mit einzelnen Impfstoffproduzenten. «Das sind Scheinlösungen», findet CVP-Nationalrat Leo Müller. «Es ist wie bei den Lebensmitteln. Wir müssen auch hier die Selbstversorgung sicherstellen.» Berset und seine Gesundheitsbehörde, das BAG, sind dagegen überzeugt, die Schweiz sei bei der Impfstoffbeschaffung gut und breit aufgestellt, um flexibel reagieren zu können.

Man stehe auch nach wie vor im Gespräch mit Impfstoffherstellern, gibt eine Sprecherin auf Anfrage bekannt. Stets erwähnt das BAG dabei auch die Covax-Initiative, die eine gerechte Verteilung der Impfstoffe weltweit anstrebt. Die Schweiz erhofft sich dabei Zugang zu Impfstoffen für 20 Prozent der Bevölkerung. Die Eidgenossen haben aber diese Initiative gemeinsam mit anderen westlichen Staaten längst unterlaufen, indem sie bilateral mit den Herstellern Verträge abschlossen. Wenn reiche Länder wie die Schweiz einen grossen Anteil der Dosen reservieren, bleibt am Ende für Covax weniger übrig. Aber hoffen darf man weiter.

# BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



**E**U-Kommissionschefin Ursula von der Leyen hat geschafft, woran Generationen britischer und irischer Politiker gescheitert sind: Sie vereint die zerstrittenen Nordiren.

Die Kommission wollte harte Kontrollen an der irisch-nordirischen Grenze durchsetzen, um die Lieferung von Impfstoffen aus der EU zu verhindern. Kaum verabschiedet, wurde der Beschlussentwurf zurückgezogen. Der Widerstand in London, Dublin und Belfast war zu gross. Briten und Iren, Monarchisten und Republikaner, Protestanten und Katholiken: Alle waren gleichermassen empört über Brüssels Selbstherrlichkeit.

Ursula von der Leyen hat so ehemalige Kriegsgegner zusammengeführt. Die Reihen in Nordirland sind geschlossen. Es muss stimmen, was die Lobredner der EU sagen: Die Union ist ein einzigartiges Friedensprojekt.

**D**er Impfkraus mit Grossbritannien legt die Schwächen und Widersprüche der EU offen. Um sogenannten Impf-Nationalismus zu vermeiden, übernahm die Kommission die Verantwortung für Beschaffung und Verteilung der Impfstoffe in der EU. Was ist das Ergebnis? Ein Impf-Supranationalismus, wie das Beispiel Grossbritannien zeigt.

Funktionieren immerhin Beschaffung und Verteilung? Zweifel sind angebracht. Zu den Ländern, die bislang am meisten Dosen pro Kopf verimpften, zählen Israel, Grossbritannien und die USA. Die EU-Staaten, aber auch die Schweiz, liegen weit zurück. Wie ist das zu erklären?

In Israel, Grossbritannien und den USA regieren Politiker, die sich Volkswahlen stellen müssen. Scheitern sie bei der Impfkampagne, droht ihnen die Abwahl. Vor allem in Israel

ist das zu beobachten: Im März bestimmen die Bürger ein neues Parlament. Ministerpräsident Benjamin Netanjahu unternahm alles, um genügend Impfdosen heranzuschaffen.

In der EU und in der Schweiz ging es gemächlicher voran. Ursula von der Leyen und ihre unbekannteren Mitarbeiter dürfen sich ihrer Stellen sicher sein. Auch ein Bundesrat wie Gesundheits-

*Die Reihen in Nordirland sind geschlossen. Es muss stimmen: Die EU ist ein Friedensprojekt.*

minister Alain Berset ist faktisch unabwählbar. Die Lieferungen verzögern sich? Sei's drum. Niemand ist verantwortlich.

Darum gilt: Demokratie schlägt Bürokratie.

**B**ersets Parteikollegin Mattea Meyer dürfte es anders sehen. Jedenfalls schwärmt die SP-Präsidentin von den Möglichkeiten, die sich einer zupackenden Politikerin in dieser Corona-Zeit auftun: «Wenn der politische Wille da ist, können wir als Gesellschaft Berge versetzen. Mit denselben Überlegungen müssen wir auch die Klimakrise angehen und bewältigen.»

Wenn Meyer das ernst meint, will sie das Matterhorn in die Reitschule Bern zügeln, die Schweiz auf den Kopf stellen.

Wessen Überlegungen waren im Frühjahr entscheidend, um die milliardenteuren Corona-Massnahmen zu beschliessen? Es waren die Überlegungen von sieben Personen, den Bundesräten. Sie legten fest, was der politische Wille der direktdemokratischen Schweiz sei. «Wir als Gesellschaft» hatten nichts zu sagen.

Eine Klimapolitik nach Corona-Drehbuch wäre für die Sozialdemokraten der Idealfall:

Der Bundesrat könnte durchregieren, angeführt von SP-Umweltministerin Simonetta Sommaruga. Die Schweiz stünde kopf, das Matterhorn in Bern.

**A**propos Matterhorn: Der Schweizer Tourismus-Verband warnt vor einem Ja zur Verhüllungsinitiative. Der Reputationschaden im Ausland wäre gewaltig. Besucher aus muslimischen Ländern könnten der Schweiz fernbleiben.

Die *Sonntagszeitung* hat in einer interessanten Recherche aufgezeigt, dass dieses Szenario unwahrscheinlich ist. Sie stützt sich dabei auf Erfahrungen in Ferienregionen, wo man ein solches Verbot kennt.

Ein anderes, öfter gehörtes Argument gegen die Initiative lautet, der Staat solle keine Kleidervorschriften erlassen. Das sei ein Eingriff in die persönliche Freiheit jedes Einzelnen und in dem Fall schlicht unverhältnismässig. Es gebe ja kaum Burkaträgerinnen in der Schweiz. Allerdings gibt es in der Schweiz auch kaum Nacktwanderer. Wer hier nackt wandert, wird trotzdem gebüsst.

Ein weiteres Argument besagt, Burkaträgerinnen würden bei einem Verbot zu Hause eingesperrt. Doch wenn das stimmt, sind diese Frauen schon heute ein Fall für die Erwachsenenschutzbehörde.

Kurz: Vernünftige Menschen können mit vernünftigen Argumenten unterschiedlicher Meinung sein.

Grossartig bleibt, dass in der Schweiz solche Abstimmungen möglich sind. Das wird auch im Ausland gewürdigt, wie die Minarett-Initiative gezeigt hat. Auch wenn es negative Schlagzeilen gab: Von Reputationschaden kann keine Rede sein.

---

# Raus aus dem Lockdown

Das Corona-Regime verbreitet mehr Schrecken als Nutzen.  
Ist der geordnete Ausstieg möglich? Es braucht mehr Druck von unten.

Alex Baur

**D**er Wirbel um das Basler Alters- und Pflegeheim Wendelin von letzter Woche ist symptomatisch für den Zustand der Nation. Am 28. Januar vermeldete das Gesundheitsdepartement der Stadt Basel, im Heim seien sieben Insassen wegen eines Ausbruchs von Covid-19 gestorben, obwohl sie kurz zuvor geimpft worden waren. Am folgenden Tag korrigierte der Heimleiter via *Basler Zeitung*: «Die Betroffenen starben nicht am, sondern mit dem Coronavirus.» Es ist also völlig offen, ob das Virus ursächlich war für den Tod der hochbetagten Patienten (Alter: 80 bis 96 Jahre), die ausnahmslos an schweren Vorerkrankungen gelitten hatten. Sie wurden lediglich positiv getestet.

Was bedeutet das? Dass das Impfen weniger nützt als erwartet oder gar töten kann? Oder aber: Dass die Gefahr des Virus masslos aufgebauscht wird, weil einfach jeder, der positiv getestet wurde, unbeschadet der wahren Todesursache, als Corona-Toter gezählt wird? Wir werden es nie erfahren. Auf eine Obduktion der Leichen wurde explizit verzichtet. Weil die Basler Regierung es gar nicht so genau wissen will. So kann jeder glauben, was er will.

## Wenig gesichertes Wissen

Das demonstrative Desinteresse an belastbarer Erkenntnis steht in einem schrillen Kontrast zum Aktivismus von Bund und Kantonen. Und es zieht sich wie ein Leitmotiv durch ein Jahr Corona-Politik. Im Verbund mit der Task-Force und eingebetteten Journalisten geben die Regierenden vor, sie hätten den Durchblick und liessen sich nur von der einzig wahren und alternativlosen Wissenschaft leiten. Tatsächlich stützen sie sich auf unerprobte Hypothesen. Was da nicht reinpasst, wird flugs als Verschwörungstheorie, unwissenschaftlich oder rechtsextrem eliminiert.

In Wahrheit gibt es viele widersprüchliche Hypothesen und wenig gesichertes Wissen. Was klar ist: In Europa sterben fast nur Hochbetagte mit schweren Vorerkrankungen mit oder am Coronavirus. Doch statt die Umstände genau abzuklären, um die Gefährdeten besser



*Stunde der Wahrheit.*

zu schützen und zu versorgen, setzt man den Fokus auf die Ausnahmen. Tatsächlich gibt es vereinzelt auch jüngere Semester mit schweren Verläufen. Doch das sind eben die Ausnahmen, welche die Regel bestätigen.

Was inzwischen ebenfalls als gesichert gilt: Die Corona-Infektionen rollen in Wellen über die Länder. Die Erfahrungen aus Schweden zeigen, dass die nichtmedizinischen Massnahmen der Regierungen auf diesen Verlauf wenig Einfluss haben. Als weltweit einziges Land mit verlässlichen Daten hält Schweden seit einem Jahr stur an seinem liberalen Kurs fest. Dieser beschränkt sich im Wesentlichen auf das Verbot von Massenveranstaltungen sowie Hygiene-Empfehlungen. Obwohl auf die Schliessung von Primarschulen, Läden, Kneipen und Krippen oder Maskenpflicht verzichtet wurde, flachten beide Corona-Wellen auch in Schweden so schnell ab, wie sie aufgetaucht waren.

Der schwedische Sonderweg ist nicht zuletzt dem Umstand zu verdanken, dass die Regierung bis vor kurzem gar keine rechtliche Handhabe hatte, harte Massnahmen zu verhängen.

Das Parlament in Stockholm hat dies auf internationalen Druck kürzlich geändert. Doch direkte Auswirkungen auf das Corona-Regime hatte das bislang keine. Die Zahl der Hospitalisationen und Todesfälle sackte auch in Schweden in den letzten Wochen ab, ohne Sondermassnahmen. Die Wellen verliefen ähnlich wie in der Schweiz und anderswo in Europa.

## Übersterblichkeit in Schweden

In der ersten Welle hatten die Schweden gemessen an der Gesamtbevölkerung etwas mehr mit oder an Covid-19 Verstorbene zu beklagen als die Schweiz, in der zweiten werden es voraussichtlich etwas weniger sein. Insgesamt war die Übersterblichkeit in Schweden während der ersten Welle trotzdem geringer, was darauf hinweisen könnte, dass die Kollateralschäden des Shutdowns in der Schweiz auch ihren Blutzoll gefordert haben. Klar ist: Sowohl im letzten Frühling wie auch im letzten Herbst war der Peak der Ansteckungen in der Schweiz bereits überschritten, bevor Bund und Kantone das öffentliche Leben lahmlegten.

Und last, but not least: Bereits im letzten Sommer hatten Untersuchungen aus Bergamo – eine Region in der Lombardei, die bekanntlich von der ersten Welle besonders hart getroffen wurde – gezeigt, dass 42 bis 50 Prozent der Bevölkerung über eine Immunität gegen das Coronavirus verfügen. Der Befund wurde durch den Verlauf der zweiten Welle bestätigt, von der Bergamo weitgehend verschont blieb. In der Schweiz sollen erst gegen 20 Prozent der Bevölkerung immun sein. Doch dank der Impfung wächst diese Gruppe nun täglich, mit oder ohne Briten-Mutation.

### Maske oder Freiheit

Vor diesem Hintergrund mutet die von Bund und Kantonen verbreitete Hektik nachgerade bizarr an. Obwohl alle Indikatoren – Reproduktionsrate, Hospitalisationen, Todesfälle – seit Ende November sinken, zieht der Bundesrat die Schraube permanent an. Je geringer die Gefahr, desto grösser die Panikmache. Ein einziger positiver PCR-Test (bekanntlich nicht mehr als ein Indiz für eine Infektion) reicht, um halbe Dorfschaften lahmzulegen und ganze Schulen und Betriebe dichtzumachen. Mit wahllosen Massentests sollen die Fallzahlen wieder auf ein alarmierendes Mass hochgepumpt werden.

Glauben die Regierenden und ihre Berater im Ernst, das Virus mit solchen Brachialmethoden aus der Welt schaffen zu können? Das ist, bei allem Misstrauen in die menschliche Intelligenz, doch eher schwer vorstellbar. Man ist geneigt, die Erklärung für den kollektiven Irrwitz in der Tiefe der Psyche zu suchen. Doch man muss gar nicht so weit gehen. Versetzen wir uns einfach mal kurz in die Köpfe der Machthaber. Und wir stellen fest: Sie regieren im Shutdown so sorglos wie die Götter in Paris; sämtliche Alternativen sind aus dieser Perspektive mühselig bis schrecklich.

Es gilt die eiserne Journalisten-, Politiker- und Beamten-Regel: Wer den Teufel an die Wand malt, sieht immer auf der sicheren Seite. Falls sich die düstere Prophezeiung nicht bewahrheitet, kann man postum immer behaupten, dank der Warnung sei Schlimmeres verhindert worden. Wer dagegen entwarnt, nimmt das Risiko des Irrtums in Kauf; wenn es dann eben doch schlimmer kommt als erwartet, werden ihm seine Gegner das um die Ohren hauen.

Die apokalyptischen Szenarien der Warner haben sich bisher allesamt als masslos übertrieben erwiesen. Auf der anderen Seite scheint Sars-CoV-2 doch einen Zacken heimtückischer zu sein als eine gewöhnliche Grippe. Die schweren Verläufe sind etwas häufiger und anders. Die übermässige Belastung der Intensivstationen einzelner Spitäler ist eine Tatsache. Viele Skeptiker, zu denen sich auch der Schreibende zählt, haben die Heimtücke des Virus bisweilen unterschätzt.

Diese Ungewissheit wirkt sich fatal aus in einer politischen Landschaft, die binär funk-

tioniert. Der Politiker kennt keine Halbheiten, er muss sich entscheiden zwischen tödlich und harmlos, öffnen und schliessen, Maske oder Freiheit. Zwischen ja und nein ist nichts. Doch bei Risikoabwägungen, die stets eine Frage der Gewichtung sind, gibt es nie eindeutige Antworten. Und weil die meisten gar keine eigene Meinung haben, plappern sie einfach nach, was die gefühlte Mehrheit sagt.

Nüchtern betrachtet dürfte ein Zeckenbiss für die meisten Menschen gefährlicher sein als eine Ansteckung mit Covid-19. Trotzdem käme es niemandem in den Sinn, deshalb unsere Wälder unter Strafanandrohung zu sperren. Hier spielt die Eigendynamik der Massenmedien eine zentrale Rolle. Würden sich alle plötzlich am laufenden Band mit Horrormeldungen über Killerzecken übertreffen, wäre der *lock-up* aller Wälder und schon bald aller Parks und Gärten nur eine Frage der Zeit.

Wenn Läden, Schulen, Restaurants, Sportanlagen, Diskotheken, Kulturstätten, Horte oder Bordelle geschlossen, Altersheime verbarrikiert, Hunderttausende in die Isolation verbannt und sogar Kindern Masken aufgezwungen werden, redet selten einer von den Kollateralschäden. Sie werden stillschweigend billigend in Kauf genommen. Inzwischen dämmert aber doch da und dort, dass die wirtschaftlichen, sozialen, aber auch gesundheitlichen Langzeitschäden dieses in der modernen Geschichte einzigartigen Menschen-Experiments womöglich in einem krassen Missverhältnis stehen zum nebulösen Nutzen repressiver Massnahmen.

Doch die Shutdown-Logik ist eine Einbahnstrasse. Drastische Massnahmen lassen sich einfach verordnen, sie wieder aufzuheben ist ungleich schwieriger. Denn bei der Aufhebung der Verbote und Gebote wirkt die eiserne Journalisten-, Beamten- und Politiker-Regel umgekehrt. Es stellt sich jetzt nämlich unweigerlich die Frage, ob die Massnahmen wirklich nötig gewesen waren. Und auch hier können die Mutigen nur verlieren: Passiert nichts oder sinken die Werte gar weiter, ist das ein Zeichen, dass die erbrachten Opfer nutzlos waren; steigen die Zahlen aber, wird man ihnen vorwerfen, die

Zügel zu früh gelockert zu haben. Also drücken sich die Verantwortungsträger vor der Stunde der Wahrheit. Je länger, desto besser.

### Recht auf Bildung

Das Fatalste an der Shutdown-Strategie ist, dass die Schäden nie von jenen getragen werden, die sie zu verantworten haben. In den Entwicklungs- und Schwellenländern hat der Grossangriff auf die Wirtschaft Hunderte von Millionen Menschen in die Armut zurückgebombt. *Who cares?* Eine Generation von Jugendlichen, beraubt um das Recht auf Bildung, steht vor einer düsteren Zukunft. *Not our problem?* Die Industrieländer haben mit neuen Staatsschulden in x-facher Milliardenhöhe und einem explosiven Aufpumpen ihrer Währungen den Zusammenbruch zwar vorläufig aufgeschoben. Das sind aber keine Investitionen, die sich dereinst auszahlen werden. Trotzdem fragt keiner danach, wer diesen gigantischen Schuldenberg dereinst begleichen wird. Nach uns die Sintflut.

So paradox es klingen mag: Die Regierungen und ihre Verwaltungen hatten es noch nie so bequem wie zu Zeiten der Shutdowns. Ungestört von lästigen Einwänden, unkontrolliert vom Gesetzgeber und unter dem Dauerapplaus der eingebetteten Presse regieren sie wie einst die Maharadschas und verteilen die Milliarden mit vollen Händen. Es ist der feuchte Traum eines jeden Politikers. Der beschworene Notstand und der vermeintlich noble Zweck entbinden sie von jeder Verantwortung – *anything goes*. In Wahrheit verhalten sie sich wie Drogensüchtige, die wissen, dass ein schrecklicher Entzug auf sie wartet, den es hinauszuzögern gilt.

Je früher der aberwitzige und selbstzerstörerische Allmachtsrausch gestoppt wird, desto besser. Ohne Druck von der Strasse wird dies allerdings kaum möglich sein. Denn Politiker, die in einer derart verfahrenen Situation Irrtümer einräumen und auch korrigieren würden, sind seltener als Kamele, die sich durch ein Nadelöhr schlängeln. Sie werden erst weichen, wenn ihnen ihr Regime aus den Händen entgleitet. Kollektive Verweigerung und ziviler Ungehorsam werden deshalb zur Bürgerpflicht. Es mehrten sich denn auch die Anzeichen, dass eine steigende Zahl von Bürgern nicht mehr bereit ist, beim Corona-Theater mitzuspielen.

Die Impfung bietet nun eine Gelegenheit für den Ausstieg aus der Shutdown-Spirale. Sobald jeder Risikopatient, der das auch will, geimpft ist, gibt es keinen Grund mehr für repressive Massnahmen jedweder Art. Jeder kann dann frei entscheiden, ob er das Risiko der Impfung oder das einer Infektion vorzieht. Zwar reduziert die Impfung das Risiko einer schweren Erkrankung nicht auf null. Doch Corona ist dann definitiv keine grössere Bedrohung mehr als jede beliebige Grippewelle, die wir Jahr um Jahr ertragen, ohne deshalb gleich alles in die Luft zu jagen.



## PERSONENKONTROLLE

# Rieder, Gössi, Cassee, Meyer, Wermuth, Dorer, Zanetti, Juncker, von der Leyen



Voreilig: FDP-Chefin Gössi.

**Beat Rieder**, Wagemutiger, bleibt von der feministischen Welle unbeeindruckt. Der CVP-Ständerat und Präsident der Rechtskommission hat just in der Woche, in der sich alles ums Frauenstimmrechtsjubiläum dreht, Vorschläge für ein neues Sexualstrafrecht formuliert, die bei Feministinnen für Empörung sorgen. Die Kommission will nämlich nicht, dass Sex ohne Zustimmung der Frau künftig a priori als kriminelle Handlung gelten soll, wie dies die «Nur Ja heisst Ja»-Kampagne verlangt. Die Ständeräte gehen offenbar davon aus, dass Frauen in der Lage sind, ihren Unwillen zum Sex klar auszudrücken, getreu der heutigen «Nein heisst Nein»-Regel. (fon)

**Petra Gössi**, Turboladerin, kann es bei der von den FDP-Frauen lancierten Initiative zur Individualbesteuerung nicht schnell genug gehen. Ihr Sekretariat verschickte die Einladung zur Delegiertenversammlung vom 6. Februar – mit dem Traktandum: Fassung der Parole zu dem Volksbegehren. Gut hat dann doch noch jemand gemerkt, dass man zuerst die notwendigen 100 000 Unterschriften sammeln sollte. Das ist bei der FDP zuweilen ein harziger Prozess. Das letzte Vorhaben dieser Art, die Initiative für einen Bürokratie-Stopp, scheiterte 2012 an dieser Hürde. Nun wird gelästert, Gössi und ihre Mitstreiterinnen hätten wohl diesmal die Abkürzung nehmen wollen. (hmo)

**Tom Cassee**, Tausendsassa, wird neuer Co-Generalsekretär der SP Schweiz. Mit der Wahl landeten seine neuen Chefs – die Co-Präsidenten **Mattea Meyer** und **Cédric Wermuth** – einen Volltreffer. Wer wissen will, was den Genossen in jüngster Zeit wichtig war, der arbeite sich durch den Werdegang des Zürchers. Als junger GSoA-Sekretär weibelte er gegen Kampfbjets, als Unia-Sprecher gegen längere Öffnungszeiten,



Blick in den Spiegel: Chefredaktor Dorer.

als Sprecher eines Bleiberechts-Kollektivs verteidigte er Kirchenbesetzungen für abgewiesene Asylbewerber, und als «Campaigner» der Konzernverantwortungsinitiative verhalf er der Linken fast zum grossen Triumph. Was für die neue Schlüsselposition nötig ist, das weiss die linke Allzweckwaffe. (odm)

**Christian Dorer**, Moralist, hat sich in einem Kommentar ins eigene Knie geschossen. Der Chefredaktor der *Blick*-Gruppe wetterte über Denunzianten, die sich moralisch überlegen fühlen und vermeintliche Corona-Sünder bei der Polizei melden. Ob er damit auch sein eigenes Haus meinte, weiss man nicht. War es nicht die *Blick*-Gruppe, die sich als moralische Oberinstanz aufspielte, wochenlang Jagd auf Personen veranstaltete, die gegen Abstandsregeln verstiessten, und diese inklusive Bilder als «Covidioten» an den Pranger stellte? (hmo)

**Claudio Zanetti**, Maskenskeptiker, wird doch nicht im Medienzentrum des Bundeshauses an einem Point de Presse gegen das Verhüllungsverbot in Stellung gehen. Wie sein Name auf die Einladung gekommen sei, die die *Weltwoche* an dieser Stelle zitierte, wisse er nicht, sagt der ehemalige Zürcher SVP-Nationalrat und Co-Präsident des Nein-Komitees. «Ich zieh' mir doch nicht für eine Zugfahrt nach Bern stundenlang eine Maske an.» (fsc)

**Jean-Claude Juncker**, Rentner, kann den Mund nicht halten. Auf einer öffentlichen Veranstaltung zog er wieder einmal über seine Nachfolgerin **Ursula von der Leyen** her. Impfdesaster, China-Deal oder Exportkontrollen für Vakzine – sie habe alles vermässelt. Beim Namen nannte er die EU-Chefin zwar nicht, aber jeder wusste, wer gemeint war. (ky)

## Chefbeamtin verpasst Medien Maulkorb

Anne Lévy, Direktorin des Pannen-BAG, setzt klare Prioritäten. Das Newsportal Nau.ch erwähnte in einem Artikel über einen Polizeieinsatz an ihrem Berner Wohnsitz, dass sie über eine geräumige 8,5-Zimmer-Wohnung verfüge. Es war ein Fehlalarm, aber Lévy blieb alarmiert. Und griff höchstpersönlich zum Telefon, um die Redaktion lautstark zusammenzustauchen. Diese Angabe müsse raus, sonst rolle die ganze juristische Macht des BAG an, brüllte sie. Nau.ch gab nach, aber dieses etwas erratische Verhalten machte natürlich die Runde. Mitsamt dem knackigen Mietzins von 5000 Franken.

Seither versucht die Kommunikationsabteilung von BAG und Innendepartement (EDI), diesen Ausraster abzdämpfen. Solche Angaben seien «irrelevant» und «nicht von öffentlichem Interesse». Damit goss sie aber nur weiter Öl ins Feuer. Denn das provozierte die Frage, seit wann Kommunikationsbürokraten entscheiden dürfen, was relevant oder von Interesse sei. Also nicht mehr nur Mundschutz, nun auch Maulkorb.

### Höchste Nervosität

Als wir von Zackbum.ch nochmals nachfassten, wurde die Strategie gewechselt. Man habe «zum Schutz der Privatsphäre der Direktorin des BAG interveniert», lautet nun die neue Argumentationslinie. «Darüber hinaus beantworten wir keine Fragen, die die Privatsphäre der Direktorin betreffen.» Interessant, dass Wohnungsgrösse und Miete inzwischen zur Privatsphäre einer Chefbeamtin gehören. Oder ihr telefonischer Ausraster.

Diesmal griff der «Leiter Abteilung Kommunikation und Kampagnen, Mitglied der Geschäftsleitung, Bundesamt für Gesundheit BAG, Eidgenössisches Departement des Innern EDI» in die Tasten. Chefsache, höchste Priorität. Aber auch höchste Nervosität. Das merkte man daran, dass der Träger dieses langen Titels vergass, den vorangehenden internen Mailverkehr zu löschen. Woraus man erfuhr, dass sich insgesamt mindestens drei Berner Sesselfurzer der Angelegenheit annahmen.

Kein Wunder, dass das BAG kaum Zeit findet, seine eigentlichen Aufgaben zu erledigen.

René Zeyer

Der Autor betreibt Zackbum.ch, eine Plattform für Medienkritik.



## VIP-Spezialreise «Wandern im Bündnerland» Naturwunder Alp Flix

Oberhalb des Dörfchens Sur liegt auf einem Hochplateau die Alp Flix. Die geschützte Moorlandschaft im Surses wird auch «Schatzinsel der Artenvielfalt» genannt. Zusammen mit dem professionellen Wanderführer Stefan Moser erleben wir die grossartige Naturschönheit und den Zauber der Bergwelt.

Gleich nach der Ankunft stimmt uns Tour-Guide Stefan Moser mit der Präsentation «Schatzinsel Alp Flix» auf das bevorstehende Abenteuer ein. Die erste Wanderung am 2. Tag führt über den Kanonensattel zur Alp Natons. Das Bergpanorama sowie die unzähligen Pflanzenarten sind beeindruckend. Viele Tiere kreuzen unseren Weg: Steinböcke, Gämsen, Rotwild und zutrauliche Murmeltiere. Beim Grillen lassen wir den Tag ausklingen.

Am nächsten Tag ruft der Parc Ela, der grösste Naturpark der Schweiz. Über die guten Wanderrouen der Alp Flix erreichen wir die Bergseen Lai Blos und Lai Neir. In der Schaukäserei wohnen wir einer Alpkäse-Degustation bei. Am Abend steht – so der Wettergott will – eine Nachtwanderung auf dem Programm.

Am vierten Reisetag begeben wir uns fünfzehn Meter tief ins Erdinnere und besichtigen die Erzgruben der Alp Flix. In zwei begeharen Gruben unterhalb von Salategnas haben wir die Möglichkeit, selbst Kupfererz zu klopfen.

### Buchen ohne Risiko

Reisebuchungen für 2021 können Sie bei uns – ohne Angabe von Gründen – bis 31.03.2021 kostenlos stornieren!



### Platin-Club-Spezialangebot

#### «Alp Flix – Wandern im Bündnerland»

#### Reisetermine:

29. August bis 1. September 2021  
12. bis 15. September 2021

#### Leistungen:

- 3 Übernachtungen mit Frühstück im Berghaus «Piz Platta» oder bei Cotti Agricultura in einer mongolischen Jurte
- 3 Abendessen (Bündner Spezialitäten, Grillabend, Abschiedsessen)
- 1 Mittagsimbiss
- Wanderungen und Besichtigungen gemäss Programm
- Professionelle Wanderführung mit Stefan Moser
- Gruppengrösse: max. 10 Personen

#### Preise:

Berghaus: Fr. 1180.–  
Mongolische Jurte: Fr. 980.–  
Aufpreis für Nichtabonnenten: Fr. 300.–  
Aufpreis für Einzelzimmer:  
Fr. 150.– (Berghaus); Fr. 270.– (Jurte)

#### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch.  
Bitte Weltwoche-Abonummer angeben.

#### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

## MÖRGELI

### Je rechter, desto tödlicher

Das Bundesamt für Gesundheit (BAG) will in Erfahrung bringen, wie die Corona-Pandemie und deren Bewältigung in der Wohnbevölkerung wahrgenommen werden. Befragt werden «zufällig» ausgewählte Personen. Zum Beispiel interessieren die Auswirkungen der Pandemie auf den Alltag. Auch möchte das Bundesamt wissen, wie es den verschiedenen Bevölkerungsgruppen geht oder welche Herausforderungen sie bewältigen müssen. Und: «Wie werden die beschlossenen Schutzmassnahmen des Bundes und der Kantone beurteilt?»

Die «breite Bevölkerungsbefragung» durchführen darf die auf «nachhaltige Entwicklung» spezialisierte Firma Infrac. Sie wurde 1976 von den nachmaligen SP-Nationalräten Ursula Mauch und Elmar Ledergerber gegründet und hat sich seither im Speckgürtel öffentlicher Aufträge prächtig entwickelt. Mehr als eigenartig erscheint allerdings im von den Steuerzahlern finanzierten Covid-Projekt die Frage: «Wie sind Sie politisch eingestellt?» Angeklickt werden darf hier «eher rechts (z. B. FDP, SVP)». Wer die FDP unumwunden zur Rechten zählt, offenbart seinen eigenen politischen Standpunkt. Man darf aber auch «eher in der Mitte (z. B. CVP, BDP, GLP)» angeben. Um dabei festzustellen, dass den Infrac-Forschern die neuere Entwicklung bei CVP und BDP entgangen ist. Es geht natürlich auch «eher links (z. B. SP, Grüne)».

Am sinnvollsten erscheint allerdings die Antwort: «Ich möchte es nicht angeben.» Noch besser wäre die Variante: «Das geht Sie einen feuchten Staub an.» Denn weshalb interessiert unser Wahlverhalten das Bundesamt für Gesundheit und Bundesrat Alain Berset? Das Resultat ist vorhersehbar. «Eine breit angelegte Forschung des Büros Infrac im Auftrag des BAG hat ergeben, dass rechte Wähler unbekümmerter mit dem Coronavirus umgehen, unzufriedener mit den Behörden sind und sich weniger an die Hygieneregeln halten.» So wie einst eine Feldforschung des Schweizer Fernsehens ergab, dass die Toiletten im Bundeshaus auf der rechten Ratsseite weniger reinlich seien als auf der linken. Oder so wie der *Tages-Anzeiger* für Deutschland titelte: «Mehr AfD-Wähler gleich mehr Corona-Tote?»

Christoph Mörgeli

# Endstation Klima-Diktatur

Die Grünen wollen die CO<sub>2</sub>-Emissionen der Schweiz bis 2030 auf netto null senken. Das ist ein Schreckensszenario.

Hans Rentsch

Die Grünen haben sich als die führende Klimapartei etabliert. Dieser Ruf ist nur berechtigt, wenn man die grünen Rezepte ausblendet. So wäre Klimapolitik nach grünen Ideen für unser Land sehr teuer, im globalen Zusammenhang aber wirkungslos. Jüngst kämpften unsere Grünen mit dem Problem, dass sie von der Klimajugend überholt wurden. Diese fordert rabiat netto null CO<sub>2</sub> bis 2030. Mit netto null bis 2040 sahen die Grünen alt aus. Also schwenkte die Partei an der kürzlichen Delegiertenversammlung auch auf 2030 um.

Der Bundesrat hat als Ziel netto null bis 2050 vorgegeben und dazu eine Klimastrategie präsentiert. Energieministerin Simonetta Sommaruga (SP) sagte in einem Zeitungsinterview, wir spürten den Klimawandel schon – mehr Hitzetage und abschmelzende Gletscher. Also müssten wir mit dem CO<sub>2</sub>-Gesetz einen Schritt vorwärts machen. Dabei hätte sie sagen müssen: Klar hat unsere Klimapolitik null Einfluss auf das Klima. Die Schweiz könnte morgen verschwinden, und das Klima würde nichts merken. Aber wir haben uns im Rahmen des Pariser Abkommens von 2015 zur Reduktion der CO<sub>2</sub>-Emissionen bis 2030 um 50 Prozent gegenüber 1990 verpflichtet – in der Erwartung, dass die anderen Länder unserem Beispiel folgen und ihre Verpflichtungen auch einhalten.

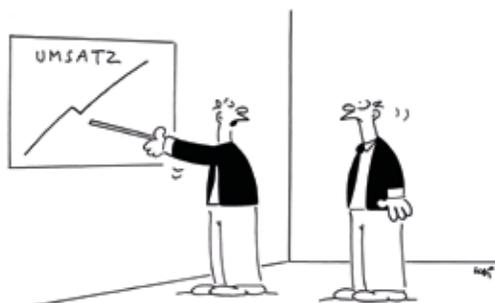
Trotz allen Geschichten, die uns Sommaruga und ihr Bundesamt für Energie erzählen: Paris 2015 löst das Trittbrettfahrerproblem nicht und wird daran scheitern. Von den rund 200 Staa-

ten, die am Pariser Klimaabkommen beteiligt waren, sind nur dreissig mengenmässig Selbstverpflichtungen eingegangen. Nur wenige reiche Länder leisten sich eine Klimapolitik, in der eine Lobby mit ideologischen und wirtschaftlichen Sonderinteressen mit Hilfe wohlgesinnter Medien den Kurs bestimmt. Wer aus Abstimmungen und Umfragen eine breite Unterstützung dafür ableitet, sollte sich mehr mit dem Verhalten der Leute beschäftigen. Worte und Taten liegen gerade beim Thema Klima oft weit auseinander.

Netto null will die Schweiz durch eine Verteuerung fossiler Energie erreichen. Mit den Massnahmen des CO<sub>2</sub>-Gesetzes hätte die Schweiz wohl die weltweit höchsten CO<sub>2</sub>-Preise. Angestrebt wird eine Elektrifizierung der Mobilität und der Wärmeerzeugung in Gebäuden. Dies erfordert viel mehr Strom. Woher dieser kommen soll, steht in den Sternen, besonders weil nach 2030 unsere Kernkraftwerke vom Netz gehen und neue nicht mehr gebaut werden dürfen. An dieser unsinnigen Einschränkung der Handlungsoptionen werden wir uns noch die Zähne ausbeissen.

Auch ein massiver Ausbau von Solarenergie mildert die Stromlücke im Winter nicht, sondern verschärft sie, wie eine Empa-Studie zeigt. Saubere Winterstromimporte im nötigen Mass scheinen utopisch. Mit oder ohne Stromabkommen ist die Verfügbarkeit von Importen angesichts der energiepolitischen Entwicklungen in der EU unsicher.

Selbst im Jahr 2050 ist ein völliger Verzicht auf fossile Energie unrealistisch. Der Bundesrat rechnet mit einem Ausstoss von zwölf Millionen Tonnen CO<sub>2</sub>-Äquivalenten. Deshalb bräuchte es technisch und wirtschaftlich utopische Negativemissionen (Entzug aus der Luft, Sequestrierung im Boden). Wer im Lichte der riesigen Herausforderungen auf dem Weg zu netto null einen Zieltermin von 2030 anstrebt, will nicht das Klima retten, sondern eine eidgenössische Klimadiktatur errichten.



«Und das war die Babypause unserer Chefsekretärin...»

Hans Rentsch ist Ökonom und freischaffender Autor.

# Milchmann Maurer melkt die Nationalbank

Erfolg für den ehemaligen Bauernsekretär. Jordan finanziert die Covid-Krise aus der Portokasse.



Ist die Nationalbank unabhängig? Denkste. Der Bundesrat wählt die drei Mitglieder des alles entscheidenden Direktoriums. Und er kann sie jederzeit vom Hof jagen.

Trotzdem glauben die meisten von uns an den Mythos einer real nicht existierenden Unabhängigkeit der Nationalbank. Warum? Weil sich die Bundesrätinnen und Bundesräte noch so gerne hinter den Entscheiden der angeblich unabhängigen Nationalbank verstecken.

Der heute 91 Jahre alte emeritierte Basler Wirtschaftsprofessor Peter Bernholz brachte eine mehr als erfreuliche Ausgangslage auf den Punkt: Die Norweger haben das Öl. Die Schweiz hat den harten Franken.

Der norwegische Staatsfonds ist jetzt rund 1000 Milliarden schwer. Letztes Jahr hat er sein Vermögen wegen Börsengewinnen um 100 Milliarden steigern können.

Der von der Schweizer Nationalbank verwaltete Staatsfonds ist nun ebenfalls 1000 Milliarden Franken schwer. Warum hat die Nationalbank nur 19 Milliarden Franken Gewinn gemacht, obwohl ihre Bilanzsumme ebenfalls um fast 100 Milliarden gestiegen ist? Ganz einfach: Die Nationalbank verdient ihr Geld im Wesentlichen mit dem Druck digitaler Franken. Und weist dies nicht als Gewinn aus. Typisch *heimliche* Schweiz.

Karin Keller-Sutter hat uns in krasser Verletzung des Amtsgeheimnisses mitgeteilt, dass der Bundesrat in Sachen Covid kein einziges Mal abgestimmt habe. Das heisst: Abstimmungen gab es in der Ära des Bundesrates Blocher. Heute fügt sich, wer die Hegemonie verliert, brav der Mehrheit.

Lange Zeit gab Ueli Maurer den Takt vor. Der Bundesrat nahm zu viele Tote in Kauf, weil er Wirtschaft mit Wirtschaften, mit Restaurants, verwechselte. Jetzt hat die Vernunft gesiegt: Der Bund will die Zahl der neuen Fälle auf 300 pro Tag drücken. Direkt und indirekt betroffene Betriebe sollen entschädigt werden, obwohl die bürgerliche Mehrheit dem Bundesrat mit dem überarbeiteten Pandemiegesetz allzu enge Handschellen angelegt hatte.

Der Ausweg in zwei Schritten: Der Bundesrat ermöglicht den Kantonen, grosszügiger zu sein als der National- und der Ständerat. Auf eigene Kosten. Und parallel dazu hat die Mehrheit

*Jetzt hat die Vernunft gesiegt: Der Bund will die Zahl der neuen Fälle auf 300 pro Tag drücken.*

der Bundesrätinnen und Bundesräte Druck auf die Nationalbank ausgeübt, damit diese ihre Ausschüttungen an den Bund und vorab an die Kantone erhöhe.

Thomas Jordan, der Präsident des Direktoriums der Nationalbank, ist überstrukturiert und ängstlich zugleich. Er hatte eine Heidenangst davor, dass die Kommission für Wirtschaft und Abgaben des Nationalrates – so wie dies der Freisinnige Christian Lüscher und der Sozialdemokrat Cédric Wermuth verlangt hatten – mehrheitlich für eine Erhöhung der Ausschüttung stimmen würde.

Die ganze Finanzwelt hätte über eine Nationalbank gelacht, die trotz einem Ge-

winn von faktisch 100 Milliarden nicht mehr als maximal 4 Milliarden pro Jahr zur Lösung der Covid-Krise beitragen will.

An der Pressekonferenz des Bundesrates vom 27. Januar 2021 war Ueli Maurer sacknervös. Immer wieder rutschte ihm die Maske unter die Nase. Er lamentierte über die 100 000 Franken zusätzlicher Schulden pro Minute, die eine Belastung für die kommenden Generationen seien. Typisch Schweiz: Niemand stellte ihm die Frage, warum er die fehlende Kohle nicht bei der Nationalbank abhole.

Am Freitag war der letzte Arbeitstag von Serge Gaillard, unserem obersten Finanzverwalter. Und am Freitag einigten sich Ueli Maurer und Serge Gaillard mit der Nationalbank. Das Communiqué erschien um 15.30 Uhr, als alle Wirtschaftsjournalisten bereits im verdienten Wochenende waren.

Bis 2019 erhielten Bund und Kantone von der Nationalbank pro Jahr 2 Milliarden. Neu werden sie rückwirkend für die Jahre 2020 bis 2025 pro Jahr je 6 Milliarden erhalten. Gesamthaft also 24 Milliarden mehr. Spätestens bis 2028 wird die Nationalbank somit die gesamten Covid-Schulden der öffentlichen Hand übernommen haben.

Ueli Maurer wird als jener Bundesrat in die Geschichte eingehen, der die Nationalbank erfolgreich angemolken hat. Milch macht alte, müde Männer munter.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

---

# Sturz der unbeugsamen Lady

Aung San Suu Kyi wird in Burma von den Generälen abgedrängt. Ein Putsch war es nicht, denn schon vorher lag die Macht beim Militär. Es ist das Ende einer Inszenierung.

*Francis Pike*

**P**utsch gegen Aung San Suu Kyi», titelte die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* wie die meisten Medien. Putsch? Welcher Putsch? Diese Bezeichnung hat das Vorgehen der myanmarischen Armee (Tatmadaw) am frühen Montagmorgen kaum verdient. «Putsch» unterstellt ja, eine demokratische Zivilregierung habe die Macht im Land ausgeübt. Das war nicht der Fall.

Zwar hatte die Nationale Liga für Demokratie (NLD) von Aung San Suu Kyi bei «freien» Wahlen 2015 einen überwältigenden Sieg errungen, aber die eigentliche Macht lag nach wie vor bei der Armee. Gemäss der Verfassungsreform von 2008 behielt die Armee 25 Prozent der Sitze in beiden Parlamentskammern. Und vor allem blieben drei Ministerien – Inneres, Grenzverwaltung und Verteidigung – weiterhin fest in der Hand der Armee.

Ausserdem durften myanmarische Bürger, die mit einem Ausländer verheiratet waren, nicht das Präsidentenamt übernehmen – eine Bestimmung, die sich ganz klar gegen Aung

*Letztlich war es die Arroganz der Lady, die das Militär zum Eingreifen veranlasste.*

San Suu Kyi richtete, die mit dem Briten Michael Aris verheiratet war. Obwohl die Lady, wie sie bald hiess, dieses Hindernis geschickt umging, indem sie sich den Titel Staatsrat gab und ihren Verbündeten Win Myint als Präsident nominierte, war stets klar, dass die wahre Macht ausserhalb des Parlaments lag. Aung San Suu Kyis Regierung war faktisch abhängig vom Wohlwollen der Armee.

## **Darling der Linken**

Wenn also die Macht bei der Armee lag, warum hat man dann beschlossen, die Lady abzusetzen? Auslöser dürfte das Ergebnis der Wahl vom November 2020 gewesen sein. Es muss peinlich für das Militär gewesen sein, dass die ihm nahestehende Partei, die Union Solidarity and Development Party (USDP), noch schlech-



*Illusion von Macht: Symbolfigur Aung San Suu Kyi.*

ter Abschnitt als 2015 und 3 ihrer 29 Sitze im Abgeordnetenhaus verlor. Doch besonders empörend für die Armee war die Weigerung der NLD, Unregelmässigkeiten bei der Wahl zu prüfen. Letztlich war es die Unbeugsamkeit der Lady in dieser Frage, die das Militär zum Eingreifen veranlasste.

Auch die Forderung nach einer Verfassungsreform, die nach 2019 permanent von der NLD erhoben wurde, war nicht besonders klug. Selbst mit allen Stimmen der ethnischen Parteien hätte sie gegen die 25-Prozent-Sperrminorität der Armee nichts ausrichten können. Die politische Strategie der Lady war sinnlos. Ihre Entlassung aus dem Hausarrest 2010 hatte im Grunde nur dem Ziel gedient, das Image von Myanmar im Westen zu verbessern und ausländische Investoren ins Land zu holen. Die Lady, bekannt für ihre Arroganz und Unbeugsamkeit, vergass, dass sie in den Augen der Armeeführung die Inszenierung war, nicht das Bühnenstück selbst, geschweige denn die Regisseurin.

Seit ihrem Wahlsieg von 2015 hat sich die Welt verändert. Damals war Aung San Suu Kyi der Darling aller Linken. Nachdem sie 1991 den Nobelpreis erhalten hatte und dann fast zwanzig Jahre in ihrer Villa in Yangon (damals Rangun) eingesperrt worden war, avancierte die zierliche, anmutige Frau zu einer Heldenfigur der fortschrittlichen Elite auf der ganzen Welt.

Barack Obama, David Cameron und andere führende Politiker schwärmten von ihr, die BBC hofierte sie, in fast jedem Land verlieh man ihr einen Menschenrechtspreis und erklärte sie als vormals gefangengehaltene Prinzessin, die Myanmar gerettet habe. Als der Mythos auf die Realität traf, war ein Zusammenstoss unvermeidlich.

Der angebliche Genozid an den muslimischen Rohingya brachte den Stern der Lady zum Verlöschen. Es war kein Genozid. Nach dem Aufstand der dschihadistischen Arakan Rohingya Salvation Army (Arsa) im abgelegenen, unwirtlichen Rakhaing-Staat an der Grenze zu Bangladesch ging das myanmarische Militär zweifellos brutal vor. Zahlreiche Gräueltaten wurden verübt, nicht immer von der Armee, sondern auch von ultranationalistischen burmesischen Milizen.

Die Rohingya taten, was Bewohner von Kriegsgebieten seit je tun – sie flüchteten mit ihren Habseligkeiten über die Grenze nach Bangladesch. Die promuslimischen Vereinten Nationen, Menschenrechtsaktivisten und die linksliberale Presse überall auf der Welt porträtierten diese tragischen Vorfälle als Völkermord seitens der Regierung von Myanmar, der letztlich vor den Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag gebracht wurde. Die Lady, die ohnehin keine Macht über die Armee hatte, weigerte sich, das linke Narrativ zu bestätigen, das die Rolle der Rohingya-Dschihadisten in dieser

humanitären Krise völlig ignorierte. Daraufhin wurde sie von den Medien gekreuzigt, alle Auszeichnungen wurden ihr aberkannt. Für die Armee war die Lady kein nützliches Aushängeschild mehr.

Nimmt sich die Armee westliche Kritik zu Herzen? Wohl kaum. Seit 2010 haben sich die politischen Verhältnisse in Asien verändert. China baut seine Präsenz in Südostasien immer weiter aus. Die zurückhaltende Reaktion von Barack Obama auf die chinesische Expansion im Südchinesischen Meer und die wachsende Dominanz chinesischer Investitionen in der Region haben dem Einfluss und dem Ansehen der USA spürbar geschadet. Die Asean-Staaten «scheren sich einen Dreck um den Westen», wie

*Ihre politische Strategie war sinnlos. Sie vergass, dass nicht sie die Regisseurin war.*

ein Myanmar-Experte kürzlich feststellte. Die Reaktion regionaler Mächte (etwa Thailands und der Philippinen) auf den Putsch fiel merklich gedämpft aus.

Im Finanzjahr 2018/2019 entfielen in Myanmar 82 von 113 Investitionsprojekten in der wichtigen Region Yangon auf China. Im November 2018 vereinbarten China und Myanmar die Errichtung eines 1700 km langen Wirtschaftskorridors von China über Mandalay und Yangon bis zur Sonderzone Kyaukpyu, wo bereits ein chinesischer Hafen gebaut wird.

### In der Zwickmühle

China pflegt zwar freundschaftliche Beziehungen zu Aung San Suu Kyi, verhält sich aber neutral, wenn es um innenpolitische Angelegenheiten der Nachbarn geht, solange die eigenen ökonomischen und geopolitischen Interessen nicht gefährdet sind. Als Präsident Xi Jinping vor zwei Wochen mit Armeechef Min Aung Hlaing zusammentraf, de facto Staatsoberhaupt von Myanmar, veröffentlichte die staatliche Nachrichtenagentur Xinhua ein Bild der beiden. Kaum denkbar, dass die Lady ohne Kopfnicken von Xi abgesetzt wurde.

Für den Westen und vor allem für die linksliberalen Medien ist der «Putsch» eine Zwickmühle. Wird man Aung San Suu Kyi weiterhin wegen ihres mangelnden Engagements für die Rohingya kritisieren, oder wird man das Märchen von der gefangengehaltenen Prinzessin wieder hervorholen?

Höchstwahrscheinlich wird man gegen den «Putsch» protestieren und dann in aller Stille zur Tagesordnung übergehen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

Francis Pike ist ein britischer Historiker und Autor von *Empires at War. A Short History of Modern Asia since World War II*.

## Impfstoffe: Klar ist, dass alles unklar ist

Spätestens, als zwischen Impf-«Turbos» und Impf-«Trödlern» unterschieden wurde, war die Sache in den Medien klar: hier die guten Kantone, da die schlechten.

Ist es so einfach? Zwei Kantone – vermutlich «Turbos» – mussten inzwischen via «Tauschbörse» versorgt werden, weil sie die notwendige Zweitimpfung sonst nicht gewährleisten könnten, sagt Michael Jordi, Generalsekretär der Konferenz der kantonalen Gesundheitsdirektoren.

Dass die Impfdosenmengen grundsätzlich fair verteilt würden, liess am Dienstag Anne Lévy verlauten. Die Chefin des Bundesamts für Gesundheit (BAG) sprach von «Transparenz», die zwischen den Kantonen über die Impfkontingente herrsche. Ebendiese gelte auch für den «Verteilschlüssel», wie eine Sprecherin des BAG auf Nachfrage bestätigte.

Dieser Verteilschlüssel, heisst es schriftlich, berücksichtige die «Bevölkerungszahl sowie auch den Anteil der entsprechenden Zielgruppe». In Klammern wird auf «besonders gefährdete Personen» verwiesen. Die Sprecherin präzisiert, dass etwa Bewohner und Personal von Alters- und Pflegeheimen berücksichtigt würden.

Die Statistik des Bundes zeigt, dass gewisse Kantone relativ zur Bevölkerung mehr Impfstoffe zugeteilt bekommen als andere. Dazu zählen etwa Nidwalden und Basel-Stadt. Weil Zürich und Bern relativ weniger Impfdosen erhalten, hiesse dies, dass mehr Pflegepersonal und Menschen mit Vorerkrankungen in Nidwalden und Basel-Stadt wohnten. Stimmt das wirklich?

In Zürich liegt der Anteil an fehlenden Impfdosen bei fast 2 Prozent. Warum der grösste Kanton der Schweiz so benachteiligt wird, ist für Patrick Borer unerklärlich. Der Sprecher der Gesundheitsdirektion vermeldet der *Weltwoche*, dass der Verteilschlüssel gegenüber den Kantonen bisher nicht offengelegt wurde. «Die Kantone waren in die Bestimmung der Zuteilung nicht einbezogen.»

Anne Tschudin, Leiterin Kommunikation des Gesundheitsdepartements Basel-Stadt, bestätigt zwar, dass die Impfdosenverteilung ein Sololauf des BAG war. Allerdings sei dem Kanton Basel-Stadt der Verteilschlüssel klar kommuniziert worden. Tschudin sagt: «Unsere Mengen wurden zum Teil sogar abgerundet.»

Klar ist, dass alles unklar ist.

Roman Zeller

# Bern fällt Bäume

Für den Ausbau des Bahnhofs will die rot-grüne Stadtregierung eine historische Grünanlage roden. Architekten, Umweltschützer und Denkmalpfleger laufen Sturm.

Marcel Odermatt

Wenn es um das Klima geht, kennt die Links-Grün-Regierung, die Bern seit 1993 nach Belieben dominiert, kein Pardon. Seit letzten Mai herrscht in der Bundesstadt offiziell der Klimanotstand, illegale Demonstrationen von jugendlichen Klimaaktivisten werden geduldet oder gar grosszügig unterstützt, und die Stadtpolitiker möchten das globale Klima am liebsten mit Aktionen aus Bern retten.

Die im November gewählte Gemeinderätin Marieke Kruit holte ihr Mandat unter anderem mit einem Bekenntnis zum Umweltschutz, wie es heute vom Mehrheitsblock von allen verlangt wird, die sich in Bern für ein politisches Spitzenamt bewerben. Der Klimawandel und das Artensterben, erklärte die neue Direktorin für Tiefbau, Verkehr und Stadtgrün, gefährdeten die Zukunft. «Fortschrittliche Städte wie Bern müssen eine Vorreiterrolle übernehmen», versprach die Sozialdemokratin.

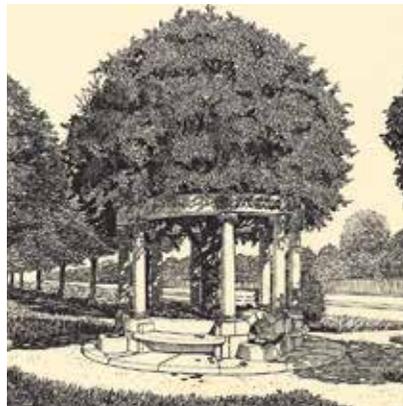
Für ein gutes Klima sorgen unter anderem Bäume. Ausgerechnet mehrere von ihnen will die Exekutive jetzt abholzen. Und zwar nicht irgendwelche: Der Gemeinderat plant, gesunde, alte Kastanienbäume zu fällen.

Grund für die Rodungsaktion ist der geplante Ausbau des Bahnhofs. Seit vielen Jahren wird darüber gestritten, wie man die am zweitmeisten frequentierte Bahnstation der Schweiz umgestalten will. Nun bekommt Bern bis 2027 für eine Milliarde Franken zwei neue Bahnhöfe – jener der SBB wird ausgebaut, der Regionalverkehr Bern–Solothurn erhält gar für eine halbe Milliarde einen neuen Bahnhof im Bahnhof –, finanziert vom Schweizer Steuerzahler.

## Widerstandsfähigere Linden

Das Projekt führt dazu, dass der Bahnhof mit einem zusätzlichen Hauptausgang im Bereich Bubenbergrplatz zum Hirschengraben bestückt wird. Dafür will man eine 100 Meter lange Fussgängerunterführung graben – inklusive einer grossen Veloeinstellhalle. Kostenpunkt 36 Millionen Franken, die die Stadt selber berappen muss. Über einen Kredit stimmen die Berner am 7. März ab.

Opfer des Tunnelleingangs wird die Anlage am Hirschengraben mit seinen zwei Alleen und den Kastanienbäumen. Zwar will man die Pflanzen durch angeblich gegen die Klimaerwärmung widerstandsfähigere Linden ersetzen, die automatisch bewässert werden. Dennoch wäre der Hirschengraben – laut dem früheren Berner Denkmalpfleger Jürg Schweizer «die bedeutendste Platzschöpfung des



«Bedeutendste Platzschöpfung des 19. Jahrhunderts»: Hirschengraben.

19. Jahrhunderts in Bern» – für viele Jahre kahl und verändert.

Doch nun ist das rot-grüne Machtkartell plötzlich mit hartnäckigem Widerstand konfrontiert. Gegen das Vorhaben hat sich ein breitabgestütztes Komitee in Stellung gebracht. Eine davon ist Vera Weber, Tochter des legendären Umweltaktivisten Franz Weber, die seit vierzehn Jahren in der Bundesstadt lebt.

«Dieser historische Park mit gesunden, alten Kastanienbäumen ist ein Paradies für die Artenvielfalt und Naturoase und neben der Münsterplattform die einzige erhaltene Parkanlage aus der Zeit vor der Gründung des Bundesstaats», sagt die Präsidentin der Fondation Franz Weber. Ein riesiger Eingang zu einer Unterführung würde die Anlage zerstören, anstatt sie – wie es nötig wäre – sanft aufzuwerten, so Vera Weber.

Generell von einem «falschen Ansatz» spricht Uli Huber. Der frühere Chefarchitekt der SBB sagt, Bern müsse bei der Planung «neu anfangen». Es sei nicht mehr zeitgemäss, die Bahnhofbenutzer in den Untergrund zwingen. «Im Gegenteil: Sie müssen möglichst rasch an die Oberfläche kommen, um sich orientieren zu können.» Dass dabei mit dem Hirschengraben eine historische Grünanlage beschädigt werde, mache ihn gegen das Vorhaben «noch viel kritischer».

Der Stadtregierung in die Parade fährt auch der Ex-Direktor des Verbandes öffentlicher Verkehr, Peter Vollmer. «Es geht nicht an, die Parkanlage plattzumachen wegen einer Fussgängerunterführung», sagte der frühere SP-Nationalrat dem *Bund*. Fussgängerunterführungen seien von vorgestern. Sie entstammten der Planungs-Mottenkiste der fünfziger Jahre, als die Planung nach den Bedürfnissen des Autoverkehrs ausgerichtet worden sei.

## Vernichtendes Urteil

Gegen Natur – für Autofahrer: Vernichtender kann ein Urteil über eine Regierung, die mit Stolz von sich behauptet, die politisch am weitesten links stehende und grünste der Schweiz zu sein, nicht ausfallen. Vera Weber: «Wenn es nicht um globale Klimapolitik, Ökosteuern, Co<sub>2</sub>-Abgaben, den Strassenbau und generell das Auto geht, vergessen manche links-grüne Politiker, wie dieser Fall zeigt, das Grüne allzu gerne.»

Trotz breiter Kritik: Der Gemeinderat zieht das Projekt durch. Gemeinderätin Marieke Kruit: «Bäume sind für den Schutz des Klimas enorm wichtig – gerade im städtischen Raum.» Dennoch müssten im Hirschengraben für den neuen Bahnhofzugang Bäume gefällt werden, was sie bedaure. «Leider gibt es für die Umsetzung des Projekts keine andere Möglichkeit: Damit der neue Bahnhofzugang funktioniert, ist der Bau einer Personenpassage nötig. Dieses Projekt ist nur bewilligungsfähig und umsetzbar, wenn der Hirschengraben neugestaltet wird.»

Wie man es auch beurteilen mag: Am Schluss entscheiden in der Zähringerstadt die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger, rot-grüne Dominanz hin oder her.

# Der kleine Unterschied

Mehr Frauen haben einen Linksdrall als Männer, aber das kann ja noch besser werden.



Die Meldung passte perfekt ins Vorfeld des Frauenstimmrechtsjubiläums. Eine klare Mehrheit der Frauen hatte im letzten November für die Konzernverantwortungsinitiative gestimmt: 57 Prozent waren es, während 57 Prozent der Männer dagegen stimmten. Wäre nicht das Ständemehr gewesen, so hätten die Frauen der linken Initiative zum Durchbruch verholfen. Vor allem junge Frauen zog es massenhaft an die Urnen beziehungsweise Briefkästen, während ihre Alterskollegen offenbar Besseres zu tun hatten. Lukas Golder vom Forschungsinstitut GfS Bern kommentierte diese Zahlen am Schweizer Fernsehen kürzlich mit den Worten, dass da «junge Frauen kommen, die sehr motiviert sind, die werden das Politgeschehen prägen». Dazu sah man Bilder von Protestparolen skandierenden weiblichen Klimajugendlichen, die möglicherweise «die Bundesrätinnen von morgen» seien, wie es im Beitrag hiess. Ojemine, dürfte sich da manch einer gedacht haben.

Andere geraten ob der Frauenpower dagegen geradezu ins Schwärmen. «Frauen machen den Unterschied», schrieb der Politologe Claude Longchamp vor zwei Jahren in der *Republik*. Frauen hätten sich in den letzten drei Jahrzehnten bei Abstimmungen viel öfter durchgesetzt als Männer (elfmal gegen dreimal). Das 1971 eingeführte Frauenstimmrecht habe «die Entwicklung hin zu einer fortschrittlichen Gesellschaft» gefördert, meinte der Politologe euphorisch. Beim neuen Eherecht von 1985, das dank den Frauen angenommen wurde, kann man ihm sicher beipflichten. Ob das Nein der Frauen zum Sparen bei der Arbeitslosenversicherung 1997 oder das Nein zur Öffnung

des Elektrizitätsmarktes 2002 ebenfalls in diese Kategorie fallen, darüber dürften die Meinungen auseinandergehen.

Steuern wir also auf einen Kampf der Geschlechter an der Urne zu? Ist damit zu rechnen, dass Frauen bei Abstimmungen künftig immer öfter den Tarif durchgeben werden? Die Berner Politologin Isabelle Stadelmann winkt ab. Sie erkennt keine starke politische Polarisierung der Geschlechter. Es seien lediglich wenige Fälle, wo die Frauen die Männer in den letzten Jahrzehnten überstimmt hätten, und es habe sich meist um Vorlagen gehandelt, bei denen der Ausgang ohnehin relativ knapp gewesen sei und wo also fast die Hälfte sowohl der Männer wie der Frauen dafür oder dagegen gestimmt habe. Man solle die Geschlechterdifferenzen deshalb nicht überbewerten.

Fest steht dagegen, dass deutlich mehr Frauen linke und grüne Parteien wählen als Männer. Als Erklärung für den Linksdrall wird – man

*Ist damit zu rechnen, dass Frauen bei Abstimmungen künftig immer öfter den Tarif durchgeben werden?*

kann das paradox finden – unter anderem das traditionelle Frauenbild angeführt. Die Frau gilt als die gute Seele, die sorgende Mutter, die sich um ihre Liebsten kümmert und Nachbarschaft und Garten pflegt. Auf der politischen Ebene soll sich das darin zeigen, dass Frauen eher ein Herz für die Benachteiligten und für die Umwelt haben und sich von weichen Themen wie Soziales, Naturschutz und Menschen-

rechte angesprochen fühlen – während die Männer Fragen wie Steuern, Armee oder Asylrecht wichtiger finden. Frauen sind eher für die Umverteilung zu gewinnen, Männer setzen mehr auf Wettbewerb.

Dass Frauen bei den Wahlen stärker nach links tendieren, wird weiter damit begründet, dass die Schweizerinnen sehr lange auf die Gleichberechtigung warten mussten. Ein Gutteil von ihnen weiss, wie es ist, wenn man vom patriarchalen Staat kleingehalten wird. Das mag dazu beitragen, dass Frauen öfter Sympathien hegen für Parteien, die sich für Gleichheit und den Schutz der Schwachen einsetzen. Die Erfahrung wirkt politisch nach.

Die Frage ist, wie lange sie das noch tun wird. Heute sind Frauen so gleich und so frei wie Männer. Die jüngere Generation läuft den Burschen bildungsmässig inzwischen den Rang ab, den Mädchen und Frauen stehen heute privat und beruflich alle Wege offen. Dennoch wird die Frauenfrage politisch weiterhin intensiv bewirtschaftet und die Geschichte vom ewigen weiblichen Opfer herumgeboten, weil sich das Thema politisch so gut ausschlagen lässt. Die intellektuelle Lufthoheit liegt dabei klar bei den Linken. Es ist zu hoffen, dass es bürgerlichen Politikerinnen in Zukunft besser gelingen wird, einen eigenständigen Part in der Gleichstellungsdebatte zu spielen. Und zu zeigen, dass ein selbständiges Leben, finanzielle Eigenverantwortung, materielle Sicherheit, tiefe Steuern, wirtschaftliche Freiheit, wenig Bürokratie und anderes mehr für Frauen ebenso beflügelnd sind wie für Männer.

# Schweizer Heldenstück im Weltmarkt

Die Zuger Firma Emix war der Champion, als Gesichtsmasken dringend gesucht waren. Was die zwei jungen Gründer leisteten, ist erstaunlich.

Beat Gygi



«Probleme lösen»: Jungunternehmer Steffen (l.), Rudolphi.

**A**nfang Jahr hat in der Schweizer Bevölkerung die Nachfrage nach Gesichtsmasken deutlich angezogen, vor allem beim sogenannten FFP2-Typ, der einen erhöhten Schutz bieten soll. Praktisch zur gleichen Zeit hat die Schweizer Firma Emix Trading Ende 2020 ihre internationalen Handelsaktivitäten mit solchen Masken beendet. Man kann sagen: Mission erfüllt. Der europäische Markt hat sich normalisiert, die Versorgung spielt, die Mangellage aus der Corona-Zeit ist entschärft. Diese Marktentwicklung lässt sich tatsächlich zu einem guten Teil der Emix zuschreiben, die im vergangenen Jahr zum grossen Player auf dem europäischen Markt für Gesichtsmasken aufgestiegen ist. Emix hat dazu beigetragen, die Gesundheitssysteme etlicher Länder aufrecht zu erhalten.

Gegen 300 Millionen Gesichtsmasken hat die in Zug ansässige Firma zwischen Februar und Dezember von den Produzenten zu den Abnehmern gebracht, hauptsächlich in der EU. Man könnte daraus schliessen, die Emix sei ein riesiges Unternehmen, aber es ist eigentlich eine Kleinstfirma, in der zwei der drei Verwaltungsräte und Gründer die operativen

Geschäfte wahrnehmen und praktisch alles selber machen, und das mit jugendlichem Elan: Jascha Rudolphi und Luca Steffen, beide 23-jährig, sind schon seit der zweiten Schulklasse Kollegen und haben mit Emix ein Start-up aufgebaut, dessen Unternehmensziel sie im Gespräch so umreissen: «Probleme lösen».

## «Reiche Masken-Kids»

In jüngerer Zeit kamen die Emix-Gründer in TX-Medien allerdings unter Beschuss. Kritisiert wurde, die Emix habe die Mangelsituation an den Märkten ausgenützt, um beim Verkauf von Masken an die schweizerischen Behörden, also Bundesamt für Gesundheit und Militärdepartement, durch überhöhte Preise unanständige Margen aus dem Staat herauszupressen; gar Wucher wurde ihr unterstellt. Zudem sei die Ware zum Teil von mangelhafter Qualität bis unbrauchbar gewesen. Hinzu kam der bis heute nicht erhärtete Vorwurf der Fälschung. Abschätzig schrieb man über die zwei Unternehmer als reiche «Masken-Kids», die in der Krisenlage einfach einen Riesengewinn abgesahnt hätten und jetzt in Luxusautos herumführen.

Die Emix-Führung hält hart dagegen, die Vorwürfe entbehrten aller Grundlagen. Das zur Armee gehörende Labor Spiez habe Prüfungen durchgeführt und dem Unternehmen mitgeteilt, Filtrationsleistung und Probandentests seien gut. Eine zweite Analyse der Universität Basel habe ebenfalls keine gesundheitsgefährdende Verletzung von Normwerten zu Pilzbefall gezeigt. Beim Preis schliesslich könne von keiner Überteuerung die Rede sein, die von der Armee bezahlten Preise von Fr. 8.50 bis 9.90 pro FFP2-Maske haben unter den zehn Franken gelegen, die der Bund als damaligen Marktpreis für die Budgetierung festgelegt habe. Und bei Hygienemasken habe man den budgetierten Marktpreis um 43 Prozent untertroffen. Der Bund war mit einer Kaufsumme von 22 Millionen Franken nicht der Hauptabnehmer.

Wie kamen Rudolphi und Steffen eigentlich zu dieser Art von Geschäft? «Ins Handelsgeschäft kamen wir sehr früh, mit siebzehn Jahren», meint Rudolphi. Am Silvester 2015 hätten sich die zwei in einer Art Motivationskrise wieder einmal ernsthaft überlegt, wie sie Veränderung in ihr Leben bringen könnten. Er habe keine Lust

mehr gehabt auf das letzte Jahr in der KV-Lehre, Steffen keine aufs Schlussjahr im Gymnasium Hottingen. Sie tranken eine kleine Cola für sechs Franken und fragten sich: «Warum kostet die hier so viel und in Deutschland nur zwei Euro?» Importieren wir doch – das war die Idee und der Beginn der Emix Trading, die sie Anfang 2016 gründeten.

Die günstigsten Cola-Beschaffungsmöglichkeiten fanden sie dann in Polen, sie importierten die Getränke und vermittelten sie an Dönerstände in der Region Zürich, bald hundert an der Zahl. Das Zwischenlager war am Wohnort in Uster. Parallelimporte waren also das Geschäftsmodell, das sie anschliessend in vielen Spielarten weiterentwickelten. Und was war mit Schule und KV? Beide führten ihre Ausbildungen doch zu Ende, und beide erhielten Sonderarrangements, damit sie dabei die Firma betreuen konnten. Steffen machte die Maturarbeit zu Parallelimporten als Mittel gegen die Hochpreisinsel Schweiz. Als Dritter im Verwaltungsrat kam der eine Generation ältere Jurist Peter Ackermann dazu.

#### Wer hat ihnen das Geld gegeben?

Sie versuchten, ihre Erfahrungen und Kenntnisse über Lieferantensuche, Finanzierung, Grenzformalitäten, Beschriftungen, Versicherungsschutz und so weiter bald im Detailhandel anzuwenden. Sie sprachen mit verschiedenen Artikeln hartnäckig bei Retälern vor, bei Einkäufern, bis ihnen klargemacht wurde, dass sie als Zulieferer nur Chancen hätten mit Artikeln, die auf dem Markt schwierig erhältlich seien. Mit Schokolade gingen sie dann in diese Richtung. «Bis dahin hatten wir uns auf den Preisvorteil durch Importieren konzentriert», sagt Steffen, sie hätten dann aber gemerkt, dass die besten Geschäftschancen durch Produkte kämen, die schwierig zu beschaffen seien, «die beispielsweise limitiert oder nur für bestimmte Absatzkanäle reserviert sind», fügt er an, etwa Schokolade der oberen Preisklasse oder Parfums.

Wer hat ihnen das Geld gegeben? «Bis heute finanzierten wir praktisch alles selber mit dem vorher verdienten Geld, wir wollten keine Fremdfinanzierung», sagt Rudolphi. Die Zwischenfinanzierung eines Lastwagens Schokolade etwa sei dann rasch mal auf ein paar hunderttausend Franken gekommen. Irgendwann weitete sich der Horizont. Das war 2017, die Idee China kam auf, der Markt für Kosmetik und Parfums lockte mit enormem Wachstum. Wohlverstanden: nicht Waren aus China importieren, sondern nach China exportieren, das war das Modell. Die Emix begann, chinesische Online-Portale mit Spezialitäten vor allem aus der Schweiz zu beliefern, um vom Aufschwung der Mittelklasse zu profitieren. X-mal seien sie dorthin gereist, um Geschäfte aufzugleisen und Vertrauen aufzubauen.

Dann der Schock, Anfang 2020, Pandemie. «Ende Januar 2020 rief uns ein Vertrauens-



partner in China an machte uns auf ein neues Virus aufmerksam, in Europa war man sich dessen noch kaum bewusst», sagt Steffen. Gerüchte über eine baldige Maskenpflicht in China kamen auf, ein genauer Blick in den Markt habe den zweien gezeigt, dass kaum Maskenvorräte und Produktionskapazitäten im Land waren, und als Emix von einem grossen Online-Portal nach Schutzartikeln gefragt wurde, hätten sich Steffen und Rudolphi Ende Januar zur Beschaffung von

#### Innerhalb von vier Wochen war China mit Masken ausgerüstet und drängte das Virus bereits zurück.

Masken entschieden, um den Chinesen diese zu verkaufen – zu einer Zeit, als Europa und Amerika noch schliefen. Woher nehmen?

Sie reisten persönlich in viele Länder, entdeckten aber kaum Produktionskapazitäten, investierten deshalb in Indien in eine Fabrik, aber bevor sie bereit war, hatten sich in China schon 70 000 neue Maskenhersteller gebildet, und die bestehenden Produzenten hatten ihr Volumen verfünffacht. Ein blitzschneller Wandel war das, also: Richtungswechsel! Jetzt wurde China zum Land, das die anderen in der Welt draussen beliefern konnte. Innerhalb von vier Wochen war China mit Masken ausgerüstet und drängte das Virus bereits zurück. In Europa zeigte sich laut den Schilderungen noch wenig Kaufinteresse für Masken, aber die Emix habe an Ort und Stelle im Gespräch mit chinesischen Partnern auf Hochtouren Abklärungen für die Produktion und Beschaffung in China gestartet, um bereit zu sein, sollte die Nachfrage in der Welt anziehen.

«Wir machten Hunderte von Produzenten ausfindig, im Wissen, dass nur etwa 30 Prozent fähig sein würden, die Ware in erforderlicher Qualität und Menge zu liefern», meint Rudolphi. Mit den geeigneten habe man auf eigenes Risiko Lieferungen vereinbart, das Kaufinteresse in Europa sei da jedoch immer noch flau gewesen, aber: «Wir gingen noch einen Schritt weiter und buchten bei den Fluggesellschaften für die nächsten Monate deren Cargo-Flugkapazitäten für den Transport von einigen Millionen Masken pro Tag, zu massiv erhöhten Preisen, bis zu über einer Million Dollar pro Flug, da wir auch in Konkurrenz standen zu Hightech-Firmen.» Mit dem abrupten Aussetzen der Passagierflüge beim

Shutdown fiel ein Grossteil der sonst üblichen Frachtmöglichkeiten schlagartig weg. Transportkapazitäten, so Steffen, seien deshalb genau so entscheidend geworden wie die Produktionsbetriebe.

#### Qualität und Preise

An diesem Punkt dann, etwa Anfang März, sei die Nachfrage nach Masken weltweit erwacht. Da sei Emix aber praktisch allen Konkurrenten weit voraus gewesen, die erst in dieser Phase in China mit der Suche nach Maskenproduzenten begonnen hätten. Und Steffen und Rudolphi suchten ihre Position noch weiter zu festigen, indem sie auch die Rohstoffe unter Kontrolle nahmen. Sie kauften die Bestände an Filtermaterial der grössten Produktionsbetriebe auf, also die feinen Polypropylen-Vliese, die mit ihren Poren den eigentlichen Filter ausmachen. Grosse Stapel von Filtervlies-Rollen waren für die Hersteller reserviert, die für die Emix produzierten. Kooperation habe zum Teil den Preiskampf ersetzt.

Wie aber stand es um Qualität und Preise für die Masken, das jetzt vieldiskutierte Thema in der Schweiz? «Nach der Bewältigung der Produktions- und Logistikherausforderungen rückte die Qualität in den Vordergrund», sagt Steffen. In der Phase März bis Anfang Oktober, als die Hauptmengen geliefert wurden, habe man vieles ausprobieren müssen. «Von gewissen Kunden wurden wir auf Grund unseres Know-Hows sogar beigezogen, um das Prüfverfahren weiterzuentwickeln», sagt Rudolphi. Eines sei aber immer klar gewesen: Die Endbeurteilung der Qualität erfolgte in enger Zusammenarbeit mit den Kunden, bevor die Ware akzeptiert wurde, und im Fall der Schweiz habe es keine Beanstandung gegeben. Was machen die Emix-Gründer jetzt? Wie gesagt, sie schätzen die Möglichkeiten des chinesischen Markts als enorm vielversprechend ein.

Anzeige

Wissen  
für Suchende

Klarheit  
fürs  
Leben



wissend.info

# Schweizer Burka-Graben

Politiker in der Romandie haben weniger Hemmungen als ihre Deutschschweizer Kollegen, das Verhüllungsverbot zu unterstützen. Die Gefahr des Islamismus ist präsenter.

Marcel Odermatt

**B**ei einer Zustimmung zum Verhüllungsverbot geht es darum, unsere Schweizer Werte zu respektieren.» Diese Aussage macht nicht ein islamophober Rechtsausser oder ein irrer Wutbürger. Das Statement kommt von Jacqueline de Quattro. Die heutige FDP-Nationalrätin amtierte von 2007 bis 2019 im Waadtländer Staatsrat und davon sechseinhalb Jahre als Sicherheitsdirektorin. Sie fungierte auch als Präsidentin der FDP-Frauen. 2017 war sie als Nachfolgerin von Bundesrat Didier Burkhalter im Gespräch.

Vergangene Woche landete die Sechzigjährige bei diesem Thema einen Erfolg. Die FDP Waadt folgte ihrem Ratschlag und empfiehlt den Stimmbürgern, die Burka-Initiative am 7. März zu befürworten. Damit geht die grösste Sektion des Landes auf Opposition zum Nein der FDP Schweiz und zu ihrer Bundesrätin Karin Keller-Sutter. Die Justizministerin erklärt im Moment auf allen Kanälen, eine neue Kleidervorschrift in der Bundesverfassung schaffe keine Sicherheit. Radikalisierung und Extremismus könnten mit dem Begehren nicht bekämpft werden.

## Leid in Frankreich

Nicht nur Jacqueline de Quattro verweigert ihrer Partei die Gefolgschaft. Auch ihr ehemaliger Regierungsratskollege Pierre-Yves Maillard sagt anders als seine Partei, er werde sich «für die Kampagne gegen das Anliegen nicht engagieren». Der Sozialdemokrat und Präsident des Gewerkschaftsbundes sitzt heute wie de Quattro in der grossen Kammer.

Eine freisinnige Frau und ein Linker, die sich für die Initiative aus SVP-Kreisen engagieren oder sie wenigstens nicht einfach verdammen? Für de Quattro spielt dabei die Bedrohung durch radikale Islamisten eine wichtige Rolle. Diese würde in der Romandie anders beurteilt als östlich der Saane. Das benachbarte Frankreich leidet seit Jahren unter den mörderischen Anschlägen, die Terroristen im Namen des Pro-

pheten ausführen. Berichte über Massaker, erstochene Kirchgänger oder die Enthauptung eines Lehrers dominieren im Hexagon seit vielen Jahren die Schlagzeilen. «In der Westschweiz bekommen die Menschen fast täglich mit, was der radikale Islamismus anrichtet», sagt Jacqueline de Quattro.

Deshalb sei die Debatte weiter, die Leute in ihrem Landesteil glaubten Beschwichtigungen und Relativierungen weniger. «Der Terroris-

mus nimmt leider auch in der Schweiz zu.» In der Romandie sei die Politik seit Jahren daran, sich auf die Bedrohung vorzubereiten. «Als Sicherheitsdirektorin habe ich deshalb schon vor zehn Jahren aus Sicherheitsgründen verboten, das Gesicht bei Protesten zu verbergen», sagt die Waadtländerin.

## Frauengruppe für Initiative

Jacqueline de Quattro glaubt diese Anschuldigungen nicht. Für sie stellt die Burka-Initiative einen ernsthaften Vorschlag dar, gegen den Islamismus vorzugehen: «Als ehemalige Sicherheitsdirektorin, aber auch als Frau bin ich dagegen, dass an öffentlichen Orten ein Schleier getragen werden darf.»

Doch nicht nur in der Westschweiz gehen Befürworter des Burka-Banns in die Offensive. Auch in der Deutschschweiz kommt Bewegung in die Debatte. Eine Frauengruppe um Mittelnationalrätin Marianne Binder kündigte an, sich für ein Ja zum Verhüllungsverbot einzusetzen. Die Aargauerin lehnte die Minarett-Initiative 2009 ab. «Anders als damals geht es dieses Mal nicht um Symbolpolitik», sagt Marianne Binder. Sie plädiert weniger aus Gründen der Sicherheit als aus feministischer Sicht für eine Unterstützung: «Unser Rechtsstaat garantiert allen Frauen die gleichen Rechte.» Es gehe nicht an, im selben Staat Parallelrechte zu tolerieren nach dem Motto, für die einen Frauen dürfe es gerne etwas mehr sein als für die anderen.

Für die Katholikin ist auch die Glaubensfreiheit nicht tangiert. Im Gegenteil: «Die Freiheit des Individuums steht über der Religionsfreiheit.»

Mit dem Argument der Religionsfreiheit dürften keine Grundrechte verletzt werden. «Die Verhüllung, welche Zwang und Unterordnung manifestiert, tut dies», sagt Binder – im Gegensatz zu anderen Kleidungsstücken oder Symbolen, die die Zugehörigkeit zu einer Religion darstellen.

Im Augenblick zeigen Umfragen, dass die Befürworter des Anliegens die Nase vorn haben. Es wird interessant sein, zu beobachten, welche Rolle die Westschweizer und die Frauen in dieser Abstimmung spielen werden.



Die Debatte ist weiter: FDP-Nationalrätin de Quattro.

Natürlich gibt es in der Westschweiz auch andere Stimmen. SP-Fraktionschef Roger Nordmann wirft den Initianten etwa Trumpismus vor – das Totschlag-Argument dieser Tage. Das Begehren sei reines «Politmarketing», die SVP

# Wenn der Tod nicht reicht

In den USA wollen sie Trump rückwirkend seines Amts entheben. Gab es so etwas schon mal? Ja. Das krasseste Beispiel ist Englands Oliver Cromwell, der posthum geköpft wurde.

Rolf Hürzeler

Für den königstreuen Chronisten John Evelyn brachte der 30. Januar 1661 endlich Gerechtigkeit. Er notierte in seinem Tagebuch schadenfreudig: «Heute wurden die Leichen des Erzrebellen Cromwell, des Richters Bradshaw sowie von Ireton, dem Schwiegersohn des Usurpators, aus ihren reichen Gräbern in Westminster nach Tyburn geschleppt, dort von 9 Uhr morgens bis 6 Uhr abends an den Galgen gehängt und dann in einer tiefen Grube entsorgt.»

Aber nicht alle ihre sterblichen Überreste wurden am Hinrichtungsort beim heutigen Marble Arch versenkt: Die Köpfe kamen ins Londoner Stadtzentrum zurück und wurden auf dem Parlamentsgebäude Westminster Hall zur Schau gestellt – aufgespiesst auf Pfählen. Die amerikanische Historikerin Lorna Clymer resümierte in einem Aufsatz über Relikte: «Die Schädel waren eine grausige Erinnerung an das Interregnum ohne König.»

## «Leichensynode» der Kirche

Was reichlich absurd klingt, war aus Sicht der Monarchie sinnvoll. Solange Cromwell und seine Rebellen nicht bestraft wurden, erschienen sie ihren Zeitgenossen weiterhin als Gefahr. Ein Tod ohne Strafe durfte nicht sein, denn damit gab es weder Sühne noch Abschreckung.

Dennoch ist das Rechtsverständnis von der Leichenfledderei wenig verbreitet. Man muss tief ins Mittelalter zurückgehen, um auf die «Leichensynode» der katholischen Kirche von 897 zu stossen. Der damalige Papst Stephan VI. liess die Gebeine seines verstorbenen Vorgängers Formosus exhumieren und in einem Prozess zum Tod verurteilen. Geradezu harmlos erscheint im Vergleich dazu das derzeitige Bestreben, einen amerikanischen Präsidenten abzusetzen, der bereits abgewählt ist. Die Logik dahinter ist allerdings vergleichbar.

Auch beim Rebellen Oliver Cromwell (1599–1658) ging es vorgängig um einen politischen Machtkampf. Er führte Aufständische gegen König Charles I. an, nachdem sich dieser jahrelang geweigert hatte, die Rechte des Parlaments



Sühne und Abschreckung: Cromwell.

zu respektieren. Cromwell liess den König köpfen, kürte sich zum «Lord Protector» und verstarb später nach einer Reihe von Fieberschüben eines natürlichen Todes. Unter seinem gutmütigen Sohn Richard sollte sich England weiter zu einer Republik entwickeln. Dazu kam es bekanntlich nicht, dafür zu einem Militärputsch, der den Sohn des hingerichteten Königs als Charles II. auf den Thron brachte.

Die zur Schau gestellten Schädel Cromwells und seiner Freunde hielten den Unbilden des englischen Wetters erstaunlicherweise stand. Nur 1681 wurden sie kurz vom Parlament heruntergeholt, um das Dach zu renovieren, und danach wieder sorgfältig installiert – umstritten ist allerdings, ob in der richtigen Ordnung. Einerlei, vier Jahre später gewannen Windböen doch noch die Oberhand und schickten die Schädel zu Boden. Ein Wachposten brachte Cromwells Schädel in seine Obhut und versteckte ihn im Kamin seines Hauses. Vielleicht war er ein heimlicher Republikaner, oder er war ein früher Investor und verkaufte ihn deshalb heimlich. Crom-

wells Schädel tauchte 1710 wieder auf, als er seine politische Relevanz verloren, dafür aber Sammlerwert hatte: Der wohlhabende Schweizer Claudius Du Puy präsentierte ihn stolz in seinem privaten Kuriositätenkabinett. Nach dem Tod von Du Puy ging der Schädel an einen entfernten Verwandten Cromwells über, einen Samuel Russell. Dieser und seine Freunde sollen bei Claret und Cognac mit dem Schädel solchermassen Spässe getrieben haben, dass sich «seine Wesensmerkmale markant veränderten», wie der Historiker Jonathan Fitzgibbons in seinem preisgekrönten Buch «Cromwell's Head» schrieb.

## Auf einem Schlitten in die Kneipe

Die Beschädigungen führten dazu, dass die Echtheit des Schädels immer wieder in Zweifel gezogen wurde. So auch, als ihn drei Brüder zu kommerziellen Zwecken in der Bond Street ausstellten. Die Besucher blieben aus; zu stark war das Misstrauen, einer Fälschung aufzusitzen. Die Verwirrung wurde noch grösser, als im 19. Jahrhundert plötzlich ein zweiter Cromwell-Schädel kursierte, der 1911 aber als Fälschung entlarvt wurde. Derweil wanderte der wahrscheinlich richtige weiterhin von Sammler zu Sammler, bis ihn 1957 ein Horace Wilkinson von seinem Vater erbt. Er überliess ihn dem Sidney Sussex College der Cambridge University, wo der Kopf drei Jahre später bestattet wurde – oder wenigstens das, was von ihm übrig geblieben war.

Chronist John Evelyn hatte eine etwas verkürzte Fassung der Geschehnisse vom 30. Januar 1661 geschrieben. Tatsächlich waren die Knochen bereits am Tag zuvor aus einer Seitenkapelle von Westminster Abbey gebuddelt worden. Man hatte sie auf einem Schlitten in eine Kneipe nach Holborn geschafft, wo sie die Nacht über ruhten, bevor sie an den Galgen kamen. Die Hinrichtung der drei Skelette erzielte exakt den beabsichtigten politischen Effekt, den sich Charles II. laut Evelyn erhoffte: Wehret der Republik! Noch heute sitzt eine Königin auf dem Thron, auch wenn die Monarchie längst nicht mehr das ist, was sie einst war.

# Polizeiminister als Freiheitskämpfer

Herbert Kickl, einst graue Eminenz der freiheitlichen Partei, schwingt sich in der Krise zum Volkshelden der Corona-Rebellen auf. An seiner Intelligenz zweifelt niemand.

Michael Fleischhacker

**D**ass Herbert Kickl, der Klubobmann (Fraktionschef) der Freiheitlichen Partei (FPÖ) im österreichischen Nationalrat, zum Anwalt der Freiheit, zum Beschützer der Bürger vor einem repressiven Staat werden könnte, wäre noch vor zwei Jahren mehrheitlich als Treppenwitz der Ideengeschichte interpretiert worden. Und zwar von Freund und Feind gleichermaßen.

Kickl war damals Innenminister jener ÖVP-FPÖ-Koalition unter Sebastian Kurz, die kurz darauf durch das «Ibiza-Video» in die Luft gesprengt wurde. Und er war, ebenfalls für Freund und Feind gleichermaßen, die Fleisch gewordene Bereitschaft zur Repression. Man nennt den Flirt mit dem Polizeistaat in Österreich gern «Law and Order», weil man es mit der Ideengeschichte nicht so genau nimmt und deshalb nicht weiss, dass Law and Order ein liberales Prinzip ist, das Freiheit garantieren, nicht einschränken soll.

## Haiders Redenschreiber

Diese Unschärfeneigung führte dazu, dass man am vergangenen Wochenende Wien beinahe hätte mit Moskau verwechseln können: Tausende, die trotz Demonstrationsverbot auf die Strasse gehen und für Freiheit demonstrieren, orchestriert aus dem Hintergrund vom Anführer der Opposition. Kickl, der in seiner kurzen Zeit als Innenminister eine Polizei-Reiterstaffel installieren liess, um in solchen Situationen staatliche Stärke zu demonstrieren, als österreichischer Wiedergänger von Alexei Nawalny? Eine Farce, könnte man meinen. Und man wäre damit sehr nah am Drahtzieher der Wiener «Spaziergänge», die nichts anderes waren als ein Aufstand der Corona-Müden, unterwandert von Verschwörungstheoretikern, Neonazis und Krawallbrüdern, wie jede grosse Demonstration.

Man ist angesichts solcher Analogien versucht, an den Beginn des «Achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte» von Karl Marx zu denken. An dessen Beginn heisst es, Hegel habe irgendwo gesagt, «dass alle grossen weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen

sich sozusagen zweimal ereignen. Er hat vergessen hinzuzufügen: das eine Mal als grosse Tragödie, das andere Mal als lumpige Farce.» Marx analysiert in seiner Schrift die Februarrevolution und den Staatsstreich Louis Napoleons als Wiederholung der Tat seines Onkels Napoleon Bonaparte im November 1799.

Herbert Kickl würde diese Analogie vermutlich gefallen. Aufgewachsen in Oberkärnten, wo er gemeinsam mit seiner späteren politischen Rivalin, der langjährigen Parteichefin der österreichischen Grünen, Eva Glawischnig, die Schule besuchte, studierte er später neben Publizistik und Politikwissenschaften auch Philosophie, beides ohne Abschluss. Hegel, liess er im vergangenen Spätsommer anlässlich des 250. Geburtstages des Jenaer Giganten wissen, sei sein Lieblingsphilosoph. Man würde ihn zwar eher den Rechtshegelianern zurechnen, aber wie schon sein früheres Idol Jörg Haider hat Herbert Kickl durchaus etwas für den Klassenkampf übrig. Wenn es sein muss.

Herbert Kickl hat immer das getan, was sein musste, und zwar als Strategie und

Kommunikationsexperte im Hintergrund. Als Redenschreiber der rechtspopulistischen Gründerfigur Jörg Haider war er für einige von Haiders berühmtesten Pointen verantwortlich. So stammt etwa die Charakterisierung des französischen Staatspräsidenten Jacques Chirac als «Westentaschennapoleon» aus Kickls Feder. Als Haider während der zweiten Amtsperiode der ersten ÖVP-FPÖ-Koalition die Partei spaltete und das «Bündnis Zukunft Österreich» gründete, um die Koalition mit ÖVP-Kanzler Wolfgang Schüssel fortzusetzen, blieb Kickl bei der «alten» FPÖ und festigte unter Parteichef Heinz-Christian Strache seine Rolle als strategisches Gehirn der Partei. Böse Zungen charakterisierten ihn als Straches Hirnprothese, Kickls Domäne blieben die Kommunikation und das Kampagnenmanagement. Es folgten weitere eingängige Slogans für Straches Ausländer-Wahlkämpfe wie «Daham statt Islam» oder «Wiener Blut – zu viel Fremdes tut niemand gut».

Gemeinsam mit Strache organisierte Kickl die Fundamentalopposition gegen die wiedergekehrte «Grosse Koalition» aus SPÖ und ÖVP, die auf beiden Seiten mehrere Partei- und Regierungschefs verschliss und über weite Strecken in erbittertem Streit und im Stillstand verharrte. Mit Erfolg: Nachdem der junge ÖVP-Aussenminister Sebastian Kurz im Mai 2017 seinen Vorgänger aus dem Amt gedrängt und Neuwahlen erzwungen hatte, kam es nach der Herbstwahl 2017 erneut zu einer ÖVP-FPÖ-Koalition mit Kurz als Kanzler und Heinz-Christian Strache als Vizekanzler. Mit der Regierungsbildung trat auch die graue Eminenz Herbert Kickl aus dem Schatten. Eigentlich hatte er Sozialminister werden wollen, es wurde aber das Innenressort. Sofort ging er in dem Amt, das fünfzehn Jahre lang von ÖVP-Ministern geleitet worden war, ans «Aufräumen».

Dabei spielte Kickl ein Papier in die Hände, das während des Wahlkampfes zirkulierte und in dem von Korruption und Machtmissbrauch im Innenressort, vor allem aber im Bundesamt für Verfassungsschutz und Terrorismusbekämpfung (BVT) die Rede war.





*Ausserordentliche intellektuelle Kapazitäten: FPÖ-Politiker Kickl.*

Es folgte eine Razzia im BVT, die sich samt parlamentarischem Untersuchungsausschuss zu einem der grossen Skandale der österreichischen Innenpolitik auswachsen sollte. Und auch in der Migrations- und Integrationspolitik, der hauptsächlichen FPÖ-Domäne, setzte Kickl Akzente. So liess er im legendären Flüchtlingslager Traiskirchen, in dem über Jahrzehnte alle Geflüchteten, die in Österreich um Asyl ansuchten, untergebracht wurden, die Türschilder wechseln: Aus dem «Aufnahmezentrum» wurde ein «Ausreisezentrum».

### **Bonus des Märtyrers**

Auch im Schlussakt der ÖVP-FPÖ-Regierung nach der Veröffentlichung des «Ibiza-Videos», auf dem man den späteren Vizekanzler Strache im Sommer 2017 sah, wie er gemeinsam mit dem späteren FPÖ-Klubchef Johann Gudenus mit einer vermeintlichen russischen Oligarchin über Parteispenden und den Kauf der grössten Zeitung des Landes (*Kronen-Zeitung*) sprach, spielte Kickl eine Hauptrolle: Die FPÖ wollte die Koalition nach dem Rücktritt Straches fortsetzen, die Fortsetzung war nach Aussage Kickls auch bereits vereinbart worden, da stellte Sebastian Kurz eine zusätzliche Bedingung: Kickl müsse als Innenminister weichen. Begründung: Kickl sei zur Zeit, in der Strache über die halblegalen Parteispenden gesprochen hatte, Generalsekretär der Partei gewesen, es sei unmöglich, dass er nun als Innenminister

für Ermittlungen in einer Angelegenheit verantwortlich sei, die ihn selbst betreffe. Auf Antrag des Kanzlers entliess der Bundespräsident Herbert Kickl als ersten Minister der Zweiten Republik aus dem Amt.

Mit dem Bonus des Märtyrers, und angetrieben von der grossen Kränkung, wurde Kickl im folgenden Wahlkampf endgültig vom Hintergrund-Strategen zum Frontmann, er füllte mit seinen Polemiken gegen Sebastian Kurz die Bierzelte, leistete damit einen wesentlichen Beitrag zur Verhinderung des Totalabsturzes der FPÖ nach dem Ibiza-Skandal und erreichte mit mehr als 75 000 Vorzugsstimmen ein besseres Ergebnis als Heinz-Christian Strache im Wahlkampf davor.

Als Klubobmann im Parlament war er ab sofort der eigentlich starke Mann in der FPÖ. Mit seinem kompromisslosen Kurs gegen die Anti-Corona-Massnahmen der Koalition aus ÖVP und Grünen hat Herbert Kickl, an dessen ausserordentlicher intellektueller Kapazität auch seine Gegner keinen Zweifel haben, für die FPÖ das Oppositionsmonopol wiedererrungen und für sich selbst den Führungsanspruch in einer Partei, der er mehr als zwei Jahrzehnte im Hintergrund diente.

Das ist ungewöhnlich für einen Mann, der immer grössten Wert auf seine Privatsphäre gelegt hatte. Über sein Leben mit Frau und Kind in der Wienerwald-Gemeinde Purkersdorf ist so gut wie nichts bekannt. Schon als

Innenminister hatte er mit Umstellungsproblemen zu kämpfen: Kickl war der Politiker gewesen, der stundenlang sein Mobiltelefon ausgeschaltet hatte, um sich seinem Privatleben und dem Sport zu widmen, nun musste er rund um die Uhr erreichbar sein. Heute nutzt er die sozialen Medien, um sein Sportlerleben zu teilen, Bergtouren, Radexpeditionen und Waldläufe werden fotografisch umfangreich dokumentiert.

Mit seinen Videobotschaften treibt er die Regierung vor sich her, das polizeiliche Verbot der Demonstrationen vom vergangenen Wochenende spielte ihm zusätzlich in die Hände. Seinen Nachfolger im Innenministerium, Karl Nehammer, geisselt der nunmehrige Freiheitskämpfer Kickl als eiskalten Exekutor der staatlichen Repression, die illegalen Demonstranten vom Wochenende lobt er dafür, dass sie nicht in «Nehammers Falle» gelaufen und friedlich geblieben seien.

Viele fragen sich, wie sich Herbert Kickl als Innenminister in Corona-Zeiten verhalten hätte. Man wird es nie erfahren, aber man kann sich schwer vorstellen, dass er die Chance ausgelassen hätte, seinen Polizeiapparat als schärfste Waffe gegen die virale Bedrohung der Volksgesundheit zu positionieren. Herbert Kickl hat immer das getan, was notwendig war.

Michael Fleischhacker leitet die renommierte Sendung «Talk im Hangar» auf Servus TV und ist freier Publizist.

# Wer ist Che Wagner?

Ein junger Historiker aus Basel weibelt für die Anerkennung von «Long Covid». Er ist damit erstaunlich erfolgreich.

Roman Zeller

Eine neue Volkskrankheit droht sich auszubreiten: «Long Covid». Viele Medien von Blick bis NZZ schlagen Alarm. Selbst Leute, die nie einen positiven Test hatten oder krank waren, scheinen von diesem mysteriösen Syndrom befallen zu werden. Ihr Anwalt, ihr Helfer, ihr Vorkämpfer ist Che Wagner. Unwiderrspochen warnt und weibelt der 32jährige Aktivist auf allen Kanälen, auch ins Schweizer Fernsehen hat er es geschafft.

Alles begann mit einem Foto auf Twitter und Facebook. Abgebildet war die 26-jährige Marilola Wili, Wagners Lebenspartnerin und Mutter seines zweiten Kindes. Warm eingepackt sitzt sie im gemieteten Rollstuhl. Seit Oktober leide sie an Long Covid: Schwindel, Übelkeit, Ohnmacht. Die Kinder könne die 26-jährige Künstlerin bis heute nicht vom Kindergarten abholen, erzählt Wagner, den wir per Videoanruf erreichen.

## Horrende Kosten

Mit seinen Auftritten hat er einen gewissen Erfolg: Die ständerätliche Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit verlangt inzwischen, dass der Bundesrat über Langzeitfälle aufklärt – zu wenig für Wagner. Noch härtere Massnahmen seien zu prüfen, um die Ansteckungen zu stoppen. Dazu müsse das Problem zügig behandelt werden. Wagner fordert, mehr in Long-Covid-Forschung und Anlaufstellen für Betroffene zu investieren. Therapien müssten entwickelt und Reha-Kliniken geöffnet werden, um solche Patienten zu behandeln. «Als Aktivist», sagt er, «ist Zuwarten keine Option, das Risiko einer langanhaltenden Gesundheitskrise ist zu gross.»

Wer die horrenden Gesundheits- und Versicherungskosten tragen soll, werde sich zeigen. «Wichtig ist, die Betroffenen jetzt nicht alleinzulassen.» Nicht, wie es anfänglich ihm und seiner Partnerin widerfahren sei. Das Thema sei daher nicht ideologisch, sondern persönlich, wie er betont. Sein Engagement trage politische Früchte, weil «ich eine gesellschaftliche Relevanz spüre».

Aufgewachsen ist Che, wie er tatsächlich heisst, in Aesch, Basel-Landschaft. Die Eltern

ermöglichten ihm eine schöne Kindheit. Die Mutter war Apothekerin, der Vater Schreiner – eine «unpolitische Familie», sagt Wagner. Als er zehn Jahre alt war, zog er mit den Eltern nach Basel.

Im Gymnasium begann Wagner, sich für «Grundsatzideen» zu interessieren. Vor allem das Grundeinkommen begeisterte ihn, diese «Monumentalidee», wie er es nennt. Während



«Ich habe mich professionalisiert»: Aktivist Wagner.

des Studiums half er beim Unterschriftensammeln für die Volksinitiative. Und weil es passte, übernahm er die Geschäftsleitung. Beim Abstimmungskampf 2016 leitete er die Kampagne, die mit 76,9 Prozent durchfiel. Rückblickend sagt Wagner, dass er damals «das Handwerk der direkten Demokratie» gelernt habe. Es ging ihm ums Pröbeln, ums Machen – «Politik als Labor».

Seine Studienjahre von 2009 bis 2019 waren von dieser Experimentierphase bestimmt, durch die «klassische Bürgerinitiative, ohne Ambitionen, ohne Parteien». Für sein Geschichtsstudium in Basel und Zürich – und auch den Zweit-Master in European Global Studies – blieb wenig Zeit und wenig Geld. Zwar lebe er ohne grosse Ansprüche, doch

als Familienvater musste er trotzdem immer Geld verdienen. Seine Laufbahn besteht daraus, Spenden einzutreiben und haushälterisch damit umzugehen. «Aktivismus klingt immer so freiwillig, aber Aktivismus kommt nicht von alleine, ich habe mich professionalisiert.»

## Erst der Anfang

Heute leitet er einen Verein, den er 2018 mitgründete. Public Beta heisst der «Demokratie-Inkubator», laut Wagner eine Art Projektwerkstatt. Think-Thank-ähnlich erarbeite Public Beta «Denkbeiträge», schaffe aber auch «Crowds», um Menschen in eine politische Strömung miteinzubeziehen. Ziel sei es, die klassischen Mitgliedermodelle auf die Probe zu stellen. Denn Parteien und Gewerkschaften seien zu schwerfällig, so Wagner, der sich als Experte «für den Aufbau von zivilgesellschaftlichen Bewegungen» sieht.

Thematisch verschrieb sich Public Beta Gleichstellungsprojekten. Wagner bearbeitet sowohl die Elternzeit als auch das Stimmrechtsalter sechzehn. «Ich bin sicher kein Traditionalist», sagt er. Seine Zauberworte lauten «Innovation» und «Gedankenanstösse», beides mit dem Wörtchen «progressiv» versehen. Dass ihn das SRF als «linken Politaktivisten» bezeichnete, störe ihn. Mit dem Links-rechts-Schema habe er Mühe, mit ideologischen Scheuklappen allgemein. Wagner grenzt sich von beiden politischen Polen ab. Ideologisch, sagt er, könne er sich nur schwer verorten. Man tut ihm allerdings kaum Unrecht, wenn man seine Ideen als etatistisch bezeichnet. Bezahlen soll immer die Allgemeinheit.

Klar ist seine Position und Rolle beim Thema Long Covid. Wie bei anderen Kampagnen spürt er ein Problem, bei dem sich gesellschaftlich etwas machen und erreichen lässt. Oder mit seinen Worten: «Ich bin ein progressiver Brückenbauer.» Doch anders als bei früheren Vorhaben sind die Erfolgsaussichten diesmal real. Wagner ist zuversichtlich, dass sich etwas bewegt. Das Postulat der Ständeratskommission soll erst der Anfang gewesen sein.

# Vier Köpfe für ein Halleluja

Der Feuilletonchef der NZZ hat eine historisch unvorstellbare Tat begangen. Er hat gekündigt.



Die vier Namen kennt jeder, der sich im Schweizer Journalismus ein bisschen auskennt. Die vier Namen sind Eduard Korrodi, Werner Weber, Hanno Helbling und Martin Meyer.

Zwischen 1914 und 2015 waren Korrodi, Weber, Helbling und Meyer die Feuilletonchefs der *Neuen Zürcher Zeitung*. Vier Köpfe in 101 Jahren. Doyen Korrodi war weit über dreissig Jahre im Sessel, seine drei Nachfolger dann jeweils um die zwanzig Jahre.

Vier Köpfe in 101 Jahren. Mehr Statistik braucht es nicht, um die besondere Rolle eines Feuilletonchefs der NZZ zu beschreiben. Es ist ein Job, der eine journalistische Lebensaufgabe ist. Der Einzige der grossen vier, der etwas vorzeitig ging, war Werner Weber. Er wurde als Professor für Literatur an die Universität Zürich berufen. Das liess man bei der NZZ als Ausrede gerade noch knapp durchgehen.

Damit wären wir beim heutigen Feuilletonchef René Scheu. Nach kurzen fünf Jahren hat er gekündigt. «Ich bin langsam gegen die fünfzig», sagt Scheu, «und ich will darum unbedingt noch etwas Neues machen.»

Etwas Neues. Scheu wird Geschäftsführer eines geplanten Instituts für Schweizer Wirtschaftspolitik. Das Institut, angesiedelt an der Universität Luzern, soll künftig, so der zuständige Wirtschaftspräsident Christoph Schaltegger, «wichtige Wirtschaftsthemen einer breiten Öffentlichkeit näherbringen». Das tönt etwas nach akademischer Pädagogik für Ökonomie-Verweigerer.

Ich habe als leserner Kolumnist natürlich sofort versucht, einen internen NZZ-Skandal

hinter Scheus Abgang aufzuspüren. Ich muss Entwarnung geben. Es lief ohne Konflikte ab. Scheu hat seinen Chefredaktor Eric Gujer schon vor längerem informiert, dass ihn ein Führungsjob ausserhalb der Medien reizen würde. Gujer hatte Verständnis für den Karrierewechsel.

Damit endet beim Blatt also die Tradition der Ressortleiter mit langem Atem. Wir wärmen ihre Geschichte trotzdem etwas auf, weil wir daran gut zeigen können, wie sich der Kulturjournalismus entwickelt hat.

1914 wurde Eduard Korrodi Chef des NZZ-Feuilletons. Er war das, was man einen Literaturpapst heisst. «Literarisches Bundesgericht»,

## *Die NZZ lieferte den einzigen Kulturteil, der auf Crash-Kurs gegen Hitler-Deutschland ging.*

nannte ihn Max Frisch, den Korrodi zu seinen Anfängen als freien Mitarbeiter beschäftigte. Nach 1933 wurde Korrodis Ressort zum international bewunderten Reduit des geistigen Widerstands. Die NZZ lieferte den einzigen Kulturteil im deutschsprachigen Raum, der auf Crash-Kurs gegen Hitler-Deutschland ging und von Thomas Mann bis Bertolt Brecht alles wiedergab, was die Nazis zur Weissglut trieb. Die NZZ wurde im Dritten Reich verboten und wurde zum Weltblatt.

Nach Korrodi kam 1951 Werner Weber. Er war bei der NZZ der Erfinder eines Typus, den man heute Starjournalist nennt. Weber, gutaussehend und eloquent, schrieb jeden Samstag eine Kolumne im Blatt. Meist ging es um

Literatur, oft aber auch darum, was Weber während eines Spaziergangs am See so alles an geistigem Gedankengut durch den Kopf gegangen war. Die Leser aus dem Zürcher Bildungsbürgertum, erst recht die Leserinnen, waren jeden Samstag hin und weg.

Dann, 1973, kam Hanno Helbling. Rein am IQ gemessen, war er der intellektuellste Feuilletonleiter der Geschichte, ein Büchergelehrter wie aus dem Bilderbuch. Helblings liebste Spielwiese war die Theologie, wo er sich seitenweise darüber ausliess, wie sich etwa das Verhältnis der Nachfolger Petri zur Glaubenskongregation gestalte. Die Einschaltquote der Texte dürfte nicht allzu hoch gewesen sein, sein Renommee umso höher.

1992 kam dann der brillante Martin Meyer. Er wurde zum Houdini des NZZ-Feuilletons, zum Entfesselungskünstler, der den zuvor eher engen Themenmix – Literatur, Theater, Musik, Kunst – zu einem universellen Kulturbegriff umformulierte und damit auch politisierte. Bei Meyer war alles Kultur, was einer Gesellschaft durch die Köpfe und Mägen ging, die Klavierkonzerte von Alfred Brendel genauso wie der radikale Islamismus, der liberale Freiheitsbegriff und die hohe Kunst des Kochens.

René Scheu hat diesen Ansatz noch stärker in Richtung politischer Ökonomie gedreht. Bei ihm war das Feuilleton oft so etwas wie eine überhöhte Fortsetzung des Wirtschaftsteils, wenn es etwa um die Folgen der Corona-Krise für die bestehende Marktordnung ging.

Scheu geht nun, das Feuilleton bleibt. Eine Institution verschwindet nie, wenn Köpfe verschwinden.

# Sie fuhr nicht Ski, sie tanzte Slalom

Mit einem Lächeln deklassierte die junge Erika Hess die gesamte Weltelite. Dass das Schweizer Fernsehen ihre Triumphe ignoriert, ist ein Skandal.

Peter Rothenbühler

**W**o ist Erika Hess? Wo ist Vreni Schneider? Grosse Verwirrung unter den TV-Zuschauern am letzten Donnerstagabend, als der Dok-Film «Skistars im Goldtausch – Der Triumph von Crans-Montana» auf SRF ausgestrahlt wurde. Von Erika Hess sah man knapp zwanzig Sekunden, von Vreni Schneider nicht viel mehr. Dabei waren gerade sie in Crans-Montana die Grössten!

Im Neunzig-Minuten-Film gab's ein paar – viel zu lange – Gespräche mit dem Skiheiligen Pirmin Zurbriggen, mit *grumpy* Peter Müller, Ski-Beauty Maria Walliser, Draufgängerin Michela Figini und Slalom-Umfallkünstler Joël Gaspoz. Letzterer hat nicht einmal eine Medaille rausgefahren bei der legendären Ski-WM von Crans-Montana 1987. Drei Schweizer/-innen haben je zweimal WM-Gold geerntet: Pirmin Zurbriggen (Super-G und Riesenslalom), Maria Walliser (Abfahrt und Super-G) und Erika Hess (Slalom und Kombination), Vreni Schneider machte einmal Gold. Eine Sensation!

## Abschied mit 25

Aber weder mit Hess noch mit Schneider hat der welsche Filmemacher Pierre Morath, ein früherer Spitzenläufer (1500 Meter), der fürs welsche Fernsehen schon den erfolgreichen Dok-Film über Bernhard Russi und Roland Collombin gedreht hatte, gesprochen. Obschon gerade bei Hess die Emotionen damals hochgingen. Die Fans tobten und weinten, weil das blonde Bauernmädchen mit dem Stupsnäschen, das sich beim Lächeln so herzlich rümpft, ausgerechnet in Crans-Montana, auf dem absoluten Höhepunkt ihrer Karriere, mit erst 25 Jahren ihren Abschied vom Skizirkus nahm, um ihren langjährigen Trainer Jacques Reymond zu heiraten und eine Familie zu gründen. Als ihr Verhältnis mit Jacques zwei Jahre zuvor bekannt wurde, haben die beiden die Liaison bestätigt. Jacques wurde der Ordnung halber zu den Herren versetzt.



«Wir hatten nie Streit»: Athletin Hess mit Trainer und Partner Jacques Reymond, Winter 1984/85.

Unsere Slalomgöttin hat uns verlassen! So jung und so gut! Das war ein echtes Drama für die Fans, für die Medien! Denn sie war die Ausnahmerecheinung, eine Skirennfahrerin ohne Fehl und Tadel. Und ohne Geschichte, das Schätzchen der Nation. Auf sie war Verlass: Zuverlässig wie eine mechanische Uhr aus dem Vallée de Joux, wo sie seit dreissig Jahren zu Hause ist, tanzte sie durch die Slalomstangen von Sieg zu Sieg und deklassierte die Weltelite mit einem Lächeln. Nur Ingemar Stenmark hatte die gleiche Extraklasse.

Nicht nur die Liebe war der Grund zum Aufhören, auch die riesigen Enttäuschungen an den Olympischen Winterspielen in Lake Placid (1980) und Sarajevo (1984), wo die absolute Favoritin die Schweizer Fahne tragen durfte,

aber nur Bronze (1980) und einen fünften und einen siebten Rang (Sarajevo 1984) herausfuhr. Für sie und die ganze Schweiz eine schwere Niederlage. Ein drittes Mal Olympische Winterspiele (Calgary 1988) wollte sie sich nicht mehr antun.

So war Crans-Montana der Höhepunkt der fast zehnjährigen Ausnahmekarriere, ein riesiges Ereignis (alle vorherigen Siege aufzuführen, würde diesen Rahmen sprengen). Trotzdem kam sie im Dok-Film nur zwanzig Sekunden lang vor, ohne Interview, ohne Siegesfahrt. Eigentlich ein Skandal.

Ich wurde auf den Film aufmerksam, weil der *Blick* meldete, Erika Hess habe protestiert, sie sei «total enttäuscht» vom Film. «Von Vreni und mir hat man praktisch nichts gezeigt und erzählt, obschon wir ebenfalls Goldmedaillen holten», habe sie in einem TV-Magazin gesagt.

Was? Erika Hess ruft aus? «Das gibt's doch nicht, das ist eine Weltpremiere», dachte ich. Es muss schon sehr schlimm sein, wenn sie, die Ausgeglichenheit in Person, ausruft. Erika Hess war nie eine Lara Gut, die lauthals protestiert, wenn ihr etwas nicht passt.

## Falscher Titel

Ich habe den Dok-Film gesehen und Erika tags darauf – etwas aufgewühlt – angerufen: «Das ist wirklich schlimm, dass sie dich nur en passant gezeigt haben, was sagst du dazu?»

Sie sagt, ja, ja, sie sei sehr enttäuscht, und es habe ihr gutgetan, dies zu sagen. Dann relativiert sie sogleich, erklärt mir völlig unaufgeregt: «Man hat einfach den falschen Titel genommen. Ich habe nichts gegen den Film. <Die Schweizer Ski-Duelle der achtziger Jahre> wäre der bessere Titel gewesen. Dann wäre ich sowieso nicht dabei gewesen.»

Stimmt! Erika Hess hatte keine Rivalin im Schweizer Team, sie war die Überfliegerin. Aber sie hat immer gesagt, dass die zwei Goldmedaillen in Crans-Montana ihre schönsten Momente waren. Was die Filmemacher eigentlich

wissen müssten. Die Ski-WM Crans-Montana 1987 ohne Erika Hess ist ein Affront, das hätte das sonst feministisch dominierte SRF korrigieren müssen. Das finden auch viele Freunde und Fans von Hess, die sie jetzt anrufen.

Tatsächlich war das Konzept des Filmes, sich auf die rivalisierenden Duos Maria Walliser/Michela Figini, Pirmin Zurbriggen/Peter Müller einzuschiessen und alles andere wegzulassen. Aber dann ist der Titel «Triumph von Crans-Montana» eine Mogelpackung.

### Zweifache Grossmutter

Erika Hess sagt, sie habe jetzt sowieso andere, schönere Sorgen. Zum Beispiel die Enkelinnen: Chloé ist gerade im Fonds ihres Autos eingeschlafen. «Deshalb habe ich kurz Zeit zum Telefonieren mit dir», lacht sie. Nachher müsse sie ihrem Sohn Marco helfen, ein Möbel ins Haus zu tragen. Seit ihr Mann Jacques Reymond mit Covid-19 erst 69-jährig gestorben ist, ausgerechnet einen Tag nach dem 32. Hochzeitstag des Paares (6. Mai 2020), habe sie gelernt zu relativieren. Ihr grösstes Anliegen sei heute, dass es ihren drei Söhnen und deren Familien gutgeht. «Der Rest passiert einfach.»

Hess ist zweifache Grossmutter und nimmt diese Rolle sehr ernst. Sie hütet die kleine Chloé, weil deren Vater Fabian, der Helikopter-

pilot, an der Arbeit ist und Mutter Delphine gerade mit dem zweiten Kind, Eva, im Spital liegt. Ihre Tätigkeit als Skilehrerin in den Nachwuchsfahrer-Camps für die 9- bis 15-jährigen hat sie vor zwei Jahren aufgegeben, nur die Volks-Skirennen «Erika Hess Open» für junge Skifahrer bis hinauf zu den Achtzigjährigen in Les Diablerets, La Fouly und Les Pléiades will sie noch durchführen, sofern es Covid erlaubt.

Sonst ist sie glücklich, dass es um ihre Personen keinen Rummel mehr gibt: «Man kennt mich im Dorf, aber ich bin einfach die Erika.»

*Was? Erika Hess ruft aus?  
Das gibt's doch nicht.  
Das ist eine Weltpremiere.*

Die Titelbilder aus ihren aktiven Jahren habe sie damals nicht richtig wahrgenommen, heute schaue sie die Berichte mit Vergnügen an.

Und sie staunt selbst über die damals kaum 19-jährige Bauerntochter Erika aus dem Weiler Altzellen ob Wolfenschiessen (NW), die bei der WM 1982 in Schladming gleich dreimal Gold holte, in der Kombination, im Riesenslalom und im Slalom und als «Ski-Wunderkind» im Nu weltberühmt wurde. FIS-Präsident Gian

Franco Kasper hatte in der Begeisterung den Fotografen Goldmedaillen ausgeliehen, damit sie schon vor der Siegeszeremonie Bilder von der Triple-Weltmeisterin machen konnten, was die ehrliche Erika Hess entrüstet zurückwies: «Wenn Fotos, dann mit den echten Medaillen.»

### Asche im See

Ihr war immer bewusst, woher sie kam. Die fünf Geschwister der Familie Hess fuhren mit Leihskis aus dem Armeebestand, gegen fünf Franken Miete. Für eigene Skis reichte es nicht. Heute lebt Erika Hess in Saint-Légier (VD), wo sie mit ihrem verstorbenen Mann – «wir hatten nie Streit» – vor Jahren ein Haus gekauft hat, und in Les Bioux (VD) im Vallée de Joux, in einem alten Bauernhaus am Ufer des Lac de Joux, wo die Familie die Asche von Jacques Reymond auf seinen Wunsch im See zerstreut hat.

«Jacques ist hier überall spürbar», hat Hess zur *Schweizer Illustrierten* gesagt. Jetzt, nach dem traurigen Abschied vom Ehemann, werde sie von der Familie getragen, von den Söhnen Fabian, Nicolas, Marco und deren Partnerinnen. Und von den Grosskindern Chloé und Eva. Sie habe es nie bereut, mit 25 aus dem Skizirkus ausgestiegen zu sein. Sie habe danach ein schönes Leben gehabt. «Aber jetzt muss ich die Kleine reinbringen. Ciao!»



**Auch die engagiertesten Verleger können nicht alles alleine machen.**



Finden Sie passende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Auf dem führenden Jobportal der Kommunikationsbranche. [persoenlich.com/stellenmarkt](https://persoenlich.com/stellenmarkt)

# Südafrikas Warren Buffett

Sportsmann, Raucher, genialer Investor: Johann Rupert hat das Zigarettenimperium seines Vaters in den strahlenden Luxusgüterkonzern Richemont verwandelt.

Florian Schwab

In der Welt des «return on equity» sei er zu Hause, nicht in jener des «return on ego» – das diktierte er vor über 25 Jahren der *Bilanz*. Es war eines der seltenen Interviews von Johann Rupert, Architekt des 1988 in Zug gegründeten und heute in Genf domizilierten Luxusgüterkonzerns Richemont. Der südafrikanische Unternehmer gilt als äusserst zurückhaltend.

Entsprechend unangenehm dürfte ihm der Rummel um seine Impfung in einer Thurgauer Hirslanden-Klinik sein. Rupert ist einer der Haupteigentümer der Klinik, in der er sich als Teil eines Pilotversuchs impfen liess. «Impfdrängler!», schimpften *Blick* und *Tages-Anzeiger* über den 70-Jährigen. In der *Sonntagszeitung* sagte Rupert, die Impfung sei «legal», aber «ein Fehler» gewesen. Er habe für seine Angestellten ein Vorbild sein wollen, indem er sich impfen liess.

## Distanz zum Apartheidregime

Die kleinliche Auseinandersetzung täuscht nicht darüber hinweg, dass Johann Rupert – sein Familienvermögen wird auf sieben Milliarden Franken geschätzt – eine brillante Unternehmerpersönlichkeit ist. Oft wird er mit Warren Buffett verglichen, was ihm schmeichelt. Wie Buffetts Berkshire Hathaway ist Ruperts Richemont eine Beteiligungsgesellschaft, allerdings mit anderer Strategie. Richemont ist nicht an grossen Publikumsgesellschaften interessiert, sondern an kleineren Firmen mit einer grossen Marke.

In den letzten dreissig Jahren hat Rupert unter dem Dach von Richemont ein Luxusgüterimperium gezimmert, zu dem etwa IWC, Vacheron Constantin, Cartier, Montblanc, Dunhill und Jaeger-LeCoultre gehören. Als die Firma 1988 an die Börse ging, war sie knapp drei Milliarden Franken wert. Heute sind es über 46 Milliarden. Gegen 35 000 Personen beschäftigt Richemont, davon ein Viertel in der Schweiz.

Am Anfang der Geschichte steht Johanns Vater Anton Rupert (1916–2006). 1948 gründete der Abkömmling niederländischer Einwanderer in Südafrika den Zigarettenhersteller Rembrandt, den er später an die Börse brachte.

Er baute das Unternehmen zu einer der grössten Tabakfirmen Afrikas aus. Das internationale Geschäft wurde 1972 abgetrennt und als Rothmans International an die Londoner Börse gebracht. Früh distanzierte sich Anton Rupert von der Apartheid. Als erster weisser Unternehmer bezahlte er Schwarze und Weisse gleich. Später wurde er ein Freund Nelson Mandelas. Die Erträge aus dem Zigarettengeschäft ebneten den



Er hält es mit der Langfristigkeit: Rupert.

Weg für eine Diversifizierung ab den 1970er Jahren. Über Rothmans erwarb man die britische Dunhill, die aus einem noblen Londoner Tabakgeschäft hervorgegangen war und den Edelfederhersteller Montblanc besass.

In den 1980ern übernahm Johann Rupert schrittweise die Führung der Geschäfte von seinem Vater. In seiner Jugend war er ein begeisterter Sportler und spielte Rugby und Cricket. Heute ist er häufig auf dem Golfplatz anzutreffen. Nach dem Wirtschaftsstudium in Südafrika verdiente er sich bei New Yorker Investmentbanken die Sporen ab.

Von dort aus erwarb er mit einem internationalen Konsortium die verselbständigten Filialen des französischen Traditionsjuweliers Cartier. Seine Investmentbank in Südafrika verkaufte er erfolgreich und konzentrierte sich ab

1984, damals 34-jährig, auf das Familienunternehmen.

Ruperts grosser Coup war, vier Jahre später, die Auftrennung der Beteiligungen in einen internationalen Teil (Richemont) und einen südafrikanischen (Remgro Limited). Damit brachte er sich für den entstehenden europäischen Binnenmarkt in Position. Die Aufteilung hatte aber auch mit der politischen Grosswetterlage zu tun. Sanktionen gegen das Apartheidregime lagen in der Luft.

Die Holding-Konstruktion führte dazu, dass Richemont in den folgenden zwanzig Jahren ein Konglomerat aus Luxusgüter- und Zigarettenherstellern wurde, bevor Rupert 2008 die Tabakanteile – schon 1999 hatte er Rothmans mit British American Tobacco fusioniert – herauslöste und teils in sein Privatvermögen überführte. Bis heute ist er, getreu der Familientradition, passionierter Raucher (Marke: Rembrandt van Rijn).

## Eigenständig erfolgreich

Etwa gleichzeitig mit dem Börsengang erwarb Richemont erste Schweizer Uhrenmarken: Piaget, Baume & Mercier. Im Jahr 2000 kamen Jaeger-LeCoultre und IWC hinzu. 2007 folgte Roger Dubuis.

Bei der aktienrechtlichen Konstruktion von Richemont hat sich Johann Rupert 51 Prozent der Stimmrechte gesichert. Die Luxusgüterindustrie sei ein langfristiges Geschäft, sagt er. Die Marken als Kronjuwelen dürften nicht durch kurzfristige Interessen der Aktionäre oder des Managements gefährdet werden. Sein Luxuskonglomerat sieht er als finanzielle Beteiligungsgesellschaft – nach Synergien zwischen den Marken suche er nicht. Jede Firma müsse eigenständig erfolgreich sein. Seine Vorliebe für bestehende Traditionshäuser erklärt er so: Eine neue Marke zu schaffen, sei schwierig und teuer. Es dauere sicher zehn Jahre, bis man das Investment wieder herausgeholt habe.

Auch im Privaten hält es Rupert mit der Langfristigkeit: Seit vielen Jahrzehnten ist er mit seiner Frau Gaynor verheiratet, mit der er drei erwachsene Kinder hat.

# Impf-Desaster in der Apotheke der Welt

Zu lange hat die deutsche Politik in politischer Korrektheit gebadet.



Mittlerweile können wir begründet hoffen, dass die Pandemie mit den neuentwickelten Impfstoffen bis zum Herbst 2021 weitgehend besiegt werden kann, auch wenn die Mutanten des ursprünglichen Virus, die sich seit Dezember 2020 mit grosser Geschwindigkeit ausbreiten, neue Unsicherheit bringen. Die neuen Impfstoffe sind ein spektakulärer Erfolg der in Europa so lange verpönten Gentechnik und bringen hoffentlich grüne Romantiker zum heftigen Nachdenken. Was bei menschlichen Massenimpfungen richtig und segensreich ist, kann beim Pflanzenschutz und bei der Züchtung landwirtschaftlicher Nutzpflanzen nicht grundsätzlich falsch sein. Wenn diese Erkenntnis sich schnell und weit verbreitet, wäre das für mich der grösste Nutzen des vergangenen Jahres.

Die wirtschaftlichen und sozialen Folgen der weltweit ergriffenen Lockdown-Massnahmen waren teilweise schrecklich, aber sie sind auch begrenzt: Weder physische Infrastruktur noch Menschenleben wurden dadurch zerstört. Der in der EU neu eingerichtete schuldenfinanzierte «Wiederaufbaufonds» von 750 Milliarden Euro ist ein Stück weit verlogen, denn wo nichts nachhaltig zerstört wurde, muss auch nichts wieder aufgebaut werden.

2020 nahmen die Sterbefälle in Deutschland um 4,5 Prozent zu. Dies betraf aber ausschliesslich die Hochbetagten über achtzig Jahre. Im alt gewordenen Deutschland machen sie knapp 7 Prozent der Bevölkerung aus. Von ihnen starben 41 000 oder 7,6 Prozent mehr als im Jahr 2019. Bei den 93 Prozent der Bevölkerung, die jünger als achtzig Jahre waren, blieb dagegen

die Sterblichkeit 2020 unverändert. Ein Corona-Effekt bei der Sterblichkeit war also nur bei den Hochbetagten zu erkennen.

Seit März 2020 gab es in Deutschland drei grosse Lockdown-Wellen. Ihre Spuren beim Wirtschaftswachstum, bei der Arbeitslosigkeit, der Vernichtung wirtschaftlicher Existenzen und der Staatsverschuldung werden uns noch lange begleiten. Aber wer möchte schon die Lebensjahre eines Hochbetagten gegen den Arbeitsplatz oder die wirtschaftliche Existenz seiner Enkel aufrechnen?

Wenn es uns gelänge, die Gruppe der Hochbetagten, der Älteren und der Kranken möglichst schnell zu impfen, könnten auch die

*Das viertgrösste Industrieland der Welt hätte seine Prioritäten auf die eigene Bevölkerung legen müssen.*

Lockdown-Massnahmen alsbald gelockert oder ganz aufgehoben werden, denn nur zum Schutz der Alten ist der gesamte Lockdown mit allen seinen Auswüchsen überhaupt notwendig. Grundsätzliche Kritik an Umfang und Struktur der Lockdown-Massnahmen empfinde ich deshalb als selbstgerecht. Wer kann schon mit Sicherheit sagen, dass er es besser gewusst hätte?

Unverzeihlich ist für mich dagegen das Versagen der deutschen Regierung bei der Impfstrategie. Unmittelbar mit dem ersten Lockdown hätten die massive Unterstützung der Impfstoffentwicklung und eine robu-

te vorausschauende Einkaufspolitik die wichtigsten Prioritäten im Kampf gegen die Pandemie sein müssen. Stattdessen hat die deutsche Politik zum falschen Zeitpunkt in politischer Korrektheit gebadet, indem sie die Zuständigkeit für den Einkauf der Impfstoffe im Frühjahr 2021 an die EU abgab. Dort zeigte man sich überfordert und weiss sich auch jetzt nur mit Schuldzuweisungen zu helfen.

Das Ergebnis ist für Deutschland ein Desaster. Ganz anders war dagegen die zupackende nationale Impfstrategie in Israel, den USA und Grossbritannien: In Israel war Ende Januar mehr als die Hälfte der Bevölkerung geimpft, in den USA waren es 8,5 und in Grossbritannien 12 Prozent der Bevölkerung. In Deutschland dagegen nur 2,2 Prozent. Mit 95 000 Impfungen am Tag ist das deutsche Impftempo schneckenmässig. Bis April soll es noch dauern – so Gesundheitsminister Spahn –, bis zumindest alle Hochbetagten geimpft sind.

Das bedeutet Tausende von weiteren Toten bei den Hochbetagten, die vermeidbar gewesen wären, und es bedeutet, dass der Lockdown weitaus länger währen wird, als er hätte währen müssen. Die monatlichen Gesamtbelastungen der Staatskasse daraus belaufen sich auf zweistellige Milliardenbeträge.

Das viertgrösste Industrieland der Welt – und einstmals auch die Apotheke der Welt – hätte seine Prioritäten zuerst auf die schnelle Impfung der eigenen Bevölkerung legen müssen. Niemand hätte uns das verübelt. Im Weltmassstab ist es wichtig, die Zahl der Impfungen möglichst schnell hochzufahren. Wo das zunächst geschieht, ist global gesehen sekundär.

# Terror von links

Für US-Präsident Biden ist die Antifa bloss «eine Idee». Nun enthüllt Journalist Andy Ngo die Zerstörungskraft des anarchistischen Schlägertrupps. Und wird selbst zum Gejagten.

Urs Gehriger

**W**er Faschismus hört, denkt an dunkle Kapitel der Weltgeschichte, an Mussolini, Hitler, Rassismus und Meinungsdictatur. Folglich hat, wer dem Faschismus den Kampf ansagt, die Sympathie der Massen auf sicher. Erst recht, wer die Kampfansage im Namen trägt wie die Antifaschistische Aktion (Antifa).

Seit Jahren verklären Medien und linke Politiker die schwarzmaskierten Schlägertrupps der Antifa als urbane Revolutions-Romantiker, die Robin Hood im Herzen tragen. Die Verharmlosung reicht bis zum neuen US-Präsidenten Joe Biden, der die anarchistische Bewegung während der ersten Präsidentschaftsdebatte mit den Worten herunterspielte: «Die Antifa ist eine Idee, keine Organisation».

In Wirklichkeit handelt es sich bei der Antifaschistischen Aktion um einen kruden Etikettenschwindel, wie Andy Ngo in seinem neuen Buch «Unmasked» dokumentiert. Ngo hat die Netzwerke der Antifa infiltriert, Aktivisten mit Namen und Bild enthüllt und ihre Kampftaktik, ihre Indoktrination sowie ihre terroristischen Aktionen offengelegt. Ziel der Antifa sei nichts weniger als die Zerstörung von Staat und Demokratie.

2019 wurde Ngo bei einer Demo zusammengeschlagen und erlitt ein Schädel-Hirn-Trauma. Eine Strafuntersuchung der Behörden verlief im Sand. In einer grotesken Wendung sieht sich der Sohn vietnamesischer Flüchtlinge, die in den USA Freiheit und Sicherheit gefunden haben, selbst zur Flucht gezwungen. Kurz vor der Veröffentlichung des Buches hat er die USA verlassen. «Die Gewaltandrohungen gegen mich sind eskaliert», erklärt er im Telefongespräch aus London mit der *Weltwoche*.

**Weltwoche:** Herr Ngo, während der ersten Präsidentschaftsdebatte erklärte Joe Biden, weisse Rassisten seien eine grössere Gefahr für das Land als die linksextreme anarchistische Bewegung Antifa. Stimmen Sie dem zu?

**Andy Ngo:** Ich spiele die Gefahr der Rechtsextremen in den USA nicht herunter, aber ihr

Einfluss und ihre Reichweite werden übertrieben. In der Literatur, die die Antifa verbreitet, ruft sie zur Tötung politischer Gegner auf. Wie ich in meinem Buch dokumentiere, hat die Antifa eine Reihe von Morden begangen und auch Anschläge verübt, bei denen Mitglieder selbst getötet wurden, bevor sie jemanden töten konnten.

**Weltwoche:** Kurz vor seinem Ausscheiden aus dem Amt hat US-Präsident Trump die Antifa als terroristische Organisation bezeichnet. Halten Sie das für zutreffend?



«Tötet Andy Ngo»: nach einer Antifa-Attacke in Portland, 2019.

**Ngo:** Die Antifa ist eine Bewegung mit terroristischer Ideologie. Sie ist jedoch nicht eine starre Organisation, sondern ein Netzwerk von Organisationen, von denen viele nicht einmal «Antifa» im Namen tragen. Diese Ad-hoc-Antifa-Gruppen haben eine Reihe von Namen. Einige klingen sehr harmlos, wie zum Beispiel der Portland Bail Fund [Kautionsfonds, Anmerkung der Red.]. Alle von ihnen verfolgen den Zweck, die Krawalle am Laufen zu halten.

**Weltwoche:** In Ihrem Buch schreiben Sie: «Die Gewalt auf der Strasse ist nur ein Teil der geplanten Revolution.» Revolution – ist dies das Ziel der Antifa?

**Ngo:** Ja, sie kultiviert eine anarchistisch-kommunistische Antiregierungsideologie. Die Antifa anerkennt weder die Legitimität noch die Autorität einer Regierung. Deshalb greift sie das Konzept des Nationalstaats und der Grenzen an. Es ist kein Zufall, dass sich ein

Grossteil ihrer Krawalle gegen Einrichtungen der Einwanderungsbehörden richtet.

**Weltwoche:** Wie eng kooperieren die einzelnen Unterorganisationen der Antifa?

**Ngo:** Regional sind sie sehr eng verwoben. Viele ihrer Mitglieder reisen von Stadt zu Stadt, um andere Gruppen zu unterstützen. Die einzelnen Organisationen sind Teil des sogenannten Torch Network (Fackelnetzwerk). Dieses ist ein Verbund von mehreren Zellen in verschiedenen Städten der USA.

**Weltwoche:** Wie findet die Ausbildung der einzelnen Zellen statt?

**Ngo:** Sie folgen einem gemeinsamen Lehrplan. Er ist sehr ähnlich strukturiert wie ein Universitätslehrplan. Die Mitglieder gehen zu Vorlesungen, sie haben Gastvorträge, einige der Ausbilder arbeiten auch im öffentlichen, akademischen Bereich. Sie setzen die Rekruten schrittweise extremistischer Literatur und radikalem Gedankengut aus. Später schulen sie sie darin, wie man Waffen kauft, wie man schießt und aufrührerische Aktionen anzettelt.

**Weltwoche:** Gibt es Druck auf die Mitglieder, dem Lehrplan zu folgen?

**Ngo:** Auf jeden Fall. Ein ehemaliges Antifa-Mitglied hat mir interne Dokumente zur Verfügung gestellt. Im Ausbildungsprozess geht es nicht nur darum, zu den Treffen zu gehen und den sogenannten Lehrplan zu absolvieren, es geht darum, zu zeigen, dass man wirklich engagiert ist. Man muss beweisen, dass man bereit ist, an kriminellen Aktivitäten teilzunehmen. Wenn ein Rekrut zögert, Gewalt anzuwenden, zeigt das den anderen Kameraden, dass er nicht wirklich vertrauenswürdig ist.

**Weltwoche:** Nach dem Tod von George Floyd durch Polizisten in Minneapolis kam es letzten Sommer zu Aufständen quer durch Amerika. Die Demokraten hielten mit Kritik an linker Gewalt und Zerstörung zurück. Hat ihre Zurückhaltung Randalierer und die Antifa zu noch mehr Gewalt motiviert?

**Ngo:** Natürlich, auf jeden Fall. In meiner Heimatstadt, in Portland, erlebten wir während mehr als 120 Tagen nächtliche Gewalt. Was am 6. Januar dieses Jahres im Kapitol pas-



«Die Gewaltandrohungen sind eskaliert»: Journalist Ngo in London.

siert ist, hat die ganze Welt zu Recht entsetzt. Aber die Leute, vor allem die Demokraten, die den Sturm auf das Kapitol am lautesten verurteilt haben, haben letztes Jahr geschwiegen, als meine Stadt belagert wurde. In einigen Fällen haben sie die gewalttätigen Aufstände sogar aktiv unterstützt. Der Grund, warum die Krawalle so lange andauern konnten, war, dass Aktivisten der extremen Linken durch den Mainstream Rückendeckung erhielten.

**Weltwoche:** Welche Rolle spielte die Antifa bei den Krawallen, die im Sommer Städte in den USA verwüsteten?

**Ngo:** Eine erhebliche. Die Antifa ist darin spezialisiert, sich in die linken Demonstrationen einzubetten und die Stimmung auszunutzen, um diese Proteste in Krawalle zu verwandeln. In Videoaufnahmen ist gut zu beobachten, wie re-

*«Wenn ein Rekrut zögert, Gewalt anzuwenden, zeigt das den anderen, dass er nicht wirklich ist.»*

lativ kleine Gruppen von Agitatoren in schwarzer Kleidung systematisch Fenster einschlagen. Darauf schwärmten die Massen in Geschäfte und begannen zu plündern. Sobald die Plünderer fertig waren, setzten die Agitatoren mit Molotow-Cocktails oder anderen Brandsätzen die Gebäude in Brand. In Portland haben Antifa-Mitglieder jeden Tag Flugblätter verteilt, auf welchen zu Gewalt aufgerufen wurde, und sie wurden sogar auf Twitter verbreitet.

**Weltwoche:** Wie hat Twitter auf die Gewaltaufrufe der Antifa reagiert?

**Ngo:** Twitter liess sie gewähren. Die Untätigkeit von Twitter in Sachen Löschung dieser Anti-

fa-Accounts samt Antifa-Krawallaufrufen war im Grunde eine offene Einladung zur Gewalt.

**Weltwoche:** Wie weit reicht die Zusammenarbeit zwischen «Black Lives Matter» (BLM) und der Antifa?

**Ngo:** Sie arbeiten so eng zusammen, dass ich sie als verschmolzene Einheit betrachte. Einige der lokalen BLM-Gruppen, zum Beispiel jene in der Hauptstadt Washington, haben ihre Mitglieder offen dazu aufgerufen, ihre Kameraden der Antifa bei Protesten zu unterstützen. Die von mir veröffentlichten Dokumente belegen, dass der Schwarze Block der Antifa häufig als Einheit von Sicherheitskräften bei BLM-Kundgebungen im Einsatz steht.

**Weltwoche:** Die heutige Vizepräsidentin Kamala Harris und mehr als ein Dutzend Mitglieder von Joe Bidens Wahlkampfteam haben letzten Sommer für einen Kautionsfonds für verhaftete Demonstranten in Minnesota geworben. Hat dieser Fonds dazu beigetragen, dass Antifa-Mitglieder freigelassen wurden?

**Ngo:** Ja. Kamala Harris hat auf ihrem Twitter-Account ihre Millionen Anhänger zur Spende aufgerufen. Ihr Engagement sowie Spenden anderer Prominenter brachten dem Minnesota Freedom Fund über 35 Millionen Dollar ein. Damit wurde sofort jede Person auf Kautions freigelassen, die bei den Unruhen in Minnesota verhaftet worden war, egal, was ihr vorgeworfen wurde.

**Weltwoche:** Kamala Harris hat also geholfen, Leute auf Kautions rauszuholen, die wegen gewalttätiger Aktionen verhaftet worden waren?

**Ngo:** Zu den Verhafteten, die mit diesem Geld auf Kautions freigelassen wurden, gehören Leute, die wegen versuchten Mordes, versuchter Vergewaltigung und anderer mit den

Unruhen zusammenhängender Verbrechen angeklagt wurden. In Portland fand eine ähnliche Crowdfunding-Kampagne statt, bei der über 1,3 Millionen Dollar gesammelt wurden. Es gab etwa tausend Verhaftungen. Einigen der Festgenommenen wurden schwere Verbrechen vorgeworfen, wie Brandstiftung, schwere Körperverletzung oder versuchter Mord. Dank den Kautionsfonds gelangten die meisten sofort wieder auf die Strasse. Einige dieser Leute wurden sieben-, acht-, neunmal verhaftet und sofort wieder freigelassen.

**Weltwoche:** Viele Beobachter gehen davon aus, dass nach der Abwahl von Präsident Trump die Antifa in den Hintergrund treten wird. Ist diese Annahme berechtigt?

**Ngo:** Nein. Die Antifa erkennt grundsätzlich keine Regierung an. Sie betrachtet die USA als faschistischen, imperialistischen Staat, der zerstört werden muss. Am Tag, als Biden als Präsident eingeschworen wurde, kam es in Portland zu schweren Ausschreitungen. Auf einem der Transparente stand: «Wir wollen nicht Biden, wir wollen Rache für Polizeimorde, imperialistische Kriege und faschistische Massaker.»

**Weltwoche:** Nach einem tätlichen Angriff und weiteren Drohungen mussten Sie zuerst aus Ihrem Haus flüchten. Nun sprechen Sie zu uns aus London. Warum haben Sie die USA verlassen?

**Ngo:** Die Gewaltandrohungen gegen mich sind eskaliert. Überall in Portland tauchten Schriftzüge auf: «Tötet Andy Ngo». Dann veröffentlichte die Antifa meine Adresse. All das wurde den örtlichen Behörden sowie dem FBI gemeldet, aber es wurde nichts unternommen.

**Weltwoche:** Sie sagen, dass die Behörden dabei versagt haben, Sie zu schützen?

**Ngo:** Nach 2019, als ich bei einer Demonstration angegriffen wurde und ein Schädel-Hirn-Trauma erlitt, haben sie einen Bericht aufgenommen. Seither habe ich nie wieder etwas gehört. Nach den Präsidentschaftswahlen habe ich mich in den USA meines Lebens nicht mehr sicher gefühlt.

**Weltwoche:** Haben Sie den Eindruck, dass das FBI die Bedrohung durch die Antifa nicht ernst genug nimmt?

**Ngo:** Die Bundesbehörden haben einige Personen verhaftet und strafrechtlich verfolgt. Aber soweit ich sehe, haben sie keine Anstalten unternommen, die Antifa-Netzwerke tatsächlich zu zerschlagen. Solange dies nicht geschieht, wird man diese Bewegung nicht stoppen.

Das ausführliche Interview mit Andy Ngo auf [www.weltwoche.ch/International](http://www.weltwoche.ch/International)



**Andy Ngo:** Unmasked. Inside Antifa's Radical Plan to Destroy Democracy. Little, Brown and Company. 317 S., Fr. 46.90

# Die maskierte Gesellschaft

Über den Fluch und das bisschen Segen ob dem allmählichen Verlust des Gesichtes im öffentlichen Raum.

Michael Bahnerth

**D**er Mensch ist nicht geschaffen, sich vollumfänglich selbst zu begreifen. Er kann so tief, wie es ihm möglich ist, in sich hinabsteigen, dorthin, wo er das Verborgene vermutet oder das Geheimnis seines Lebens, aber nie wird er in jene Bereiche gelangen, in denen Licht durch die Schatten seines Seins und Tuns dringt. Nie wird er zu Lebzeiten jene Gründe absoluter Klarsicht zu Gesicht bekommen, auf denen die Unerklärbarkeit seines Wesens aufgehellt werden könnte. Er ist und bleibt sich von Geburt bis zu seinem Tod sein eigenes Rätsel.

Er erkennt sich im Spiegel und sieht doch nur ein verschwommenes Ich. Das, was er sieht, ist ihm über die Jahre vertraut geworden: seine Augen, seine Nase, seinen Mund, sein Fleisch gewordenes Ich, seinen Zerfallsprozess, der sich in sein Gesicht eingräbt, all die Furchen, die Lachfalten, die geplatzten Äderchen, die Tränensäcke, all das Leid und das bisschen Freude, die ihn durch seine Augen hindurch anschauen. Als ob, seit er der kindlichen Fähigkeit, sich als fragloses Ganzes wahrzunehmen, entwachsen ist, er sich stets selbst nur maskenhaft sieht.

Es liegt eine gewisse Tragödie darin, dass zu dieser undurchdringlichen existenziellen Maske eine essenzielle hinzugekommen ist, die neuerdings vom Menschen immer dann getragen werden muss, wenn er öffentliche Räume betritt und für andere sichtbar wird. Das ohnehin nur Skizzenhafte vom ganzen Sein, das ein Gesicht erzählen kann, wird dann zu grossen Teilen verdeckt, und etwas vom Kostbarsten, das dem Menschen eigen ist, wird unsichtbar – das Lächeln.

## Belästigung durch Rhinoviren

Die Maskenpflicht hat allerhöchstens zwei, vielleicht drei Vorteile. Offenbar hindert sie – zumindest ein bisschen – das Virus auf seinem Zug durch die Lungen dieser Welt. Hinzu kommt – erfreulich, aber nicht wirklich existenziell –, dass die Belästigung durch Rhinoviren ebenso deutlich abgenommen hat wie jene durch Mundgeruch. Der dritte Vorteil, jener, dass man nicht so sehr die Hässlichkeit der eigenen Spe-

zies vor Augen geführt bekommt, ist im Grunde keiner, weil die Kostbarkeit der Schönheit eines Gesichtes verborgen bleibt.

Weil der Mund dieser Tage als mimisches Instrument grösstenteils wegfällt, bleiben die Augen, dieser wohl überschätzte Spiegel der Seele. Die Augen sind nur Verliebten und wirklich Liebenden ein veräusserter Spiegel des gefühlten innersten Kerns eines Menschen. Für alle andern sind es einfach Augen, aus denen mal Dämlichkeit, mal ein bisschen Intelligenz fliesst. In jenen Bereichen, in denen der Mensch sein Leben als eines von vielen Schafen verbringt, hat das Auge, vom Rest des Gesichts verlassen, viel weniger Ausdruckskraft als der Mund.



Bevor der Mensch zur Sprache kam:  
Karneval in Venedig.

So machen uns die Masken zu temporären Halbblinden. Machen uns unfähig, die Emotionen der andern aufzunehmen, zu deuten und zu beantworten, all die Kommunikation und die Kommentare dieser Unbekannten, dieser wie zufällig ins Sichtfeld des eigenen Lebens Gespülten; all diese Gesichter ohne Gesicht, die weniger erzählen als Emojis, die virtuellen Transporteure von Gefühlen unserer Zeit. Was da unter den Masken gefangen bleibt, ist die Vielfalt von Sinneswahrnehmungen. Ist die ganze nonverbale Kommunikation, die viel weiter zurückreicht als der aufrechte Gang.

Lange bevor der Mensch zu Sprache kam, hatte er nur Regungen, um seine Gegenüber an

seinen Befindlichkeiten teilhaben zu lassen. Vor sieben Millionen Jahren kam eine Frühform von uns auf die Welt, vor drei Millionen eine halbwegs brauchbare Rohform, vor eineinhalb Millionen Jahren ein ausbaufähiger Prototyp, und seit vielleicht 200 000 Jahren erst sprechen wir. Das macht Millionen von Jahren, in denen wir uns nonverbal mitteilten. Vermutlich gab es in jenen Zeitabschnitten weniger Missverständnisse als heute, weil ein Gesicht öfter die Wahrheit spricht als Gesagtes.

## Anonymität und Freiheitspotenzial

Es scheint unter Soziologen und Psychologen noch nicht ganz klar, welche Folgen der Verlust dieser Sprache ohne Worte auf den zwischenmenschlichen Umgang haben wird. Wenn überhaupt. Vielleicht ziehen wir in ein paar Monaten einfach die Masken wieder ab, und das war es dann. Und vielleicht hat sich die Macht der Mimik ohnehin dadurch geschwächt, dass immer mehr von uns mehr Zeit damit verbringen, auf ein Handy zu starren, als die Menschen im unmittelbaren Umfeld anzusehen.

Ich kann nur von mir sprechen, was mir widerfährt, wenn ich rausgehe dorthin, wo fremde Menschen für eine kurze Dauer eine maskierte Interessensgemeinschaft bilden, im Supermarkt, im Bus. Es ist ein wenig, als ob die Welt ein Schwarzweissfilm geworden wäre, dessen Handlung einen nicht interessiert. Ich kann auch nichts anfangen mit der Anonymität und ihrem Freiheitspotenzial, die durch das Tragen einer Maske erhöht werden. Dieses zur Gewohnheit gewordene Maskentragen etwa in Japan fand ich stets etwas schepp, und es funktioniert ohne pathologische Folgen wohl nur in einem Land, das schon immer eine Maske getragen hat, jene des Lächelns.

Und auch wenn der Saint-Exupéry-Satz, dass man nur mit dem Herzen gut sieht, weil das Wesentliche für die Augen unsichtbar bleibt, zwar nicht weniger wahr, aber im Laufe der Zeit etwas trivial geworden ist, bleibt er doch die letzte Hoffnung, dass wir uns nicht immer fremder werden.

# Kräftige Stimme

Vreni Spoerry war eine der prägenden Politikerinnen der Schweiz. Was die grosse FDP-Dame über Frauen, Politik und Karriere denkt.

Katharina Fontana

**W**ir machen nicht Frauenpolitik, wir machen als Frauen Politik» – das war früher das Motto der freisinnigen Frauen. Kaum eine FDP-Politikerin hat diese Haltung besser vorgelebt als Vreni Spoerry. Zwanzig Jahre lang ging die Zürcherin zuerst als Nationalrätin, dann als Ständerätin im Bundeshaus ein und aus. Frauen- und Familienpolitik waren nicht ihre Themen, sie kümmerte sich um Wirtschaft und Finanzen, um die harten politischen Dossiers also. Wie war das damals, vor vierzig, fünfzig Jahren, als Frau in einer männerdominierten Politik?

In ihrer Jugend deutete nichts darauf hin, dass Vreni Spoerry zu einer der prägenden Politikerinnen der Schweiz werden würde, zu einer kräftigen Stimme, die gehört wurde. Im Gegenteil: «In der Schule war ich gegen das Frauenstimmrecht», erzählt die 82-Jährige. «Das lag zum einen an den Lehrerinnen, die uns Mädchen andauernd mit dem Thema in den Ohren lagen. Wenn junge Menschen spüren, dass man sie manipulieren will, lehnen sie sich auf. Zum anderen fühlte ich mich zu Hause nie benachteiligt. Mein Vater hat mich nach Kräften gefördert, dank ihm habe ich Jura studiert.» Später habe sie eingesehen, dass Frauen politisch gleichberechtigt sein sollen. «Mir schien es sehr ungerecht, dass sie Steuern zahlen müssen, aber nicht mitbestimmen können, was mit dem Geld geschieht.»

## Für das Protokoll zuständig

Als die Schweizer Männer am 7. Februar 1971 das Frauenstimmrecht guthiessen, war Vreni Spoerry zwar erleichtert, aber ihr Interesse war gering. Ihr Leben drehte sich um die Familie, sie war verheiratet und vollauf beschäftigt mit ihren drei kleinen Kindern. «Die Zeit zu Hause als Mutter war wunderbar und anstrengend zugleich, ich habe das sehr gerne gemacht.» 1974 wurde sie zu ihrer Überraschung angefragt, ob sie in die Rechnungsprüfungskommission der Gemeinde Horgen eintreten wolle. Sie traute sich das anfänglich nicht zu, «ich habe ja nur Windeln gewaschen und Nasen geputzt», doch man versicherte ihr, dass sie als Juristin der Auf-



*Selbstvertrauen und Wissen:*  
ehemalige Nationalrätin Spoerry.

gabe gewachsen sei. «Als Frau musste ich das Protokoll schreiben und habe schnell gemerkt, dass das Ganze keine Hexerei ist, wenn man die Akten studiert und den gesunden Menschenverstand einsetzt.» Mit neuem Selbstvertrauen und dem Wissen, dass die Männer auch nur mit Wasser kochen, kandidierte Spoerry später für den Gemeinderat, den Zürcher Kantonsrat und schliesslich für den Nationalrat.

Sie war Mitte vierzig und eine von zweiundzwanzig Frauen, die 1983 in der grossen Kammer Platz nahmen. Wie erging es ihr unter all den Männern? «Ich habe den Umgang immer als korrekt erlebt, ich hatte nie ein Problem mit den Männern und hatte mich nie benachteiligt oder belästigt gefühlt», erzählt Spoerry. «Wir haben gut zusammengearbeitet, und meine Kollegen haben mir dabei geholfen, dass ich in die Parlamentskommissionen kam, in die ich wollte.»

Dass eine Politikerin den Fokus primär auf Wirtschafts- und Finanzfragen legte, wie Vreni Spoerry das tat, war ungewöhnlich. Es gab indes ein Frauenthema, für das sie sich mit Verve einsetzte: das neue Ehegesetz, über das 1985 abgestimmt wurde. «Eine verheiratete Frau war vorher praktisch rechtlos, der Mann konnte ihr die Berufstätigkeit verbieten und über ihr Geld verfügen. Das war unhaltbar und musste ge-

ändert werden – auch wenn Herr Blocher das anders sah und die Gefahr des «Richters im Ehebett» heraufbeschwor.»

Vreni Spoerry wurde in den Verwaltungsrat namhafter Unternehmen wie Nestlé, der Schweizerischen Kreditanstalt und der Swissair berufen und gilt bis heute als die Grande Dame des Zürcher Wirtschaftsfreisinns. Für ihren Aufstieg in die Wirtschaftselite war ihr Geschlecht eher ein Vorteil. «Ich bin ziemlich überzeugt, dass mir das Frausein geholfen hat. In den Generalversammlungen wurde dauernd gefragt, wann man die erste Frau in den Verwaltungsrat holen würde. Das kam meiner Person zugute.» Gegenüber früher habe sich für die Frauen vieles zum Guten verändert, findet Spoerry. Sie seien heute viel gebildeter und selbstbewusster, und das zu Recht. «Früher wollten Frauen zu einem Arzt gehen, weil sie der Ärztin nichts zutrauten. Das hat sich glücklicherweise stark geändert. Wenn man sich selber etwas zutraut, dann traut man es auch den Geschlechtsgenossinnen zu und umgekehrt.»

## Eine Frage der Biologie

Dass sich viele Frauen – trotz rechtlicher Gleichstellung – gegenüber den Männern nach wie vor zurückgesetzt fühlen, kann Vreni Spoerry nachvollziehen. Doch lasse sich das kaum ändern, wegen der Biologie. «Der Aufbau einer Familie und derjenige der Berufskarriere fallen zeitlich ungefähr zusammen. Die Natur sieht vor, dass die Frauen die Kinder gebären – das können ihnen die Männer nicht abnehmen. In dieser Zeit können sich Frauen meist nicht voll auf die Arbeit konzentrieren, viele wollen das auch nicht und möchten Zeit mit den Kindern verbringen. Schauen Sie die Frauen an, die Top-Positionen halten: Viele haben keine Kinder, so etwa die drei heutigen Bundesrätinnen.»

Doch auch für Frauen mit Familienpflichten sei die Politik ein guter Weg. Ein politisches Amt habe im Familienalltag meist Platz, sagt Spoerry. «Zudem braucht es in der Politik Sozialkompetenz, darüber verfügt man als Mutter, und man kann mit der Politik auch nach der intensivsten Kinderphase anfangen.»

# «Wie in einem Teufelskreis»

Der Zuger Finanzdirektor Heinz Tännler (SVP) geht mit den Bundesbehörden scharf ins Gericht. Für ihn gibt es Anzeichen, dass der Lockdown verlängert wird.

Thomas Renggli

Die Kantonsschule Zug am Lüssiweg besitzt eigentlich keine politische Bestimmung. Doch mit der Pandemie hat sich das verändert. Seit vergangenen Frühling tagt hier das Zuger Kantonsparlament. In der Dreifachturnhalle sind die achtzig Kantonsräte im coronakompatiblen Sicherheitsabstand verteilt. Die sieben Regierungsräte sitzen leicht erhöht auf einer Bühne. «Der Ort ist ideal, um das politische Tagesgeschäft ohne Beeinträchtigungen abzuwickeln», sagt Heinz Tännler. Trotzdem befindet sich der Finanzdirektor derzeit im Ausnahmezustand. An der Schnittstelle zwischen Bund und Kanton ist er im permanenten Krisenmodus. Sein Telefon klingelt fast ständig.

**Weltwoche:** Herr Tännler, kommen Sie noch zum Schlafen?

**Heinz Tännler:** (Lacht) Das schon. Aber am Morgen bin ich um halb sieben im Büro – und am Abend bleibe ich, bis die Arbeit getan ist. Vor 20 Uhr ist das derzeit selten der Fall. Neben all den strategischen Geschäften, die man im Kantonsrat, im Regierungsrat und in der Finanzdirektion zu bewältigen hat, kommen durch die Pandemie viele operative Dinge hinzu, bei denen man sich immer wieder dieselbe Frage stellt: Wie geht man damit um? Bei der Beurteilung der Härtefälle besitzt man einen vergleichsweise grossen Handlungsspielraum. Man muss immer wieder die Ver-

*«Wenn man in die falsche Richtung läuft, hat es keinen Zweck, das Tempo zu erhöhen.»*

gaberichtlinie anpassen, weil vom Bund regelmässig neue und andere Signale kommen. Es gilt, Recht nachzuvollziehen, Verordnungen anzupassen. Das ist ein ständiger Kampf.

**Weltwoche:** Faktisch müssen Sie jene Suppe auslöffeln, die Ihnen der Bund einbrockt.

**Tännler:** Die Auslöser der wirtschaftlichen Probleme sind die gesundheitspolitischen Massnahmen. Da fragt Bundesrat Berset nicht



**Harter Aufschlag:** Regierungsrat Tännler.

nach, welche Konsequenzen das bei uns im administrativen Bereich nach sich zieht. Wir beschäftigen allein in meinem Departement zwölf externe Fachkräfte, die dafür arbeiten – das macht pro Jahr zusätzliche Kosten von 1,5 bis 2 Millionen Franken. Ausserdem haben wir von unserer normalen Belegschaft drei Personen für dieses Dossier abgestellt. Dazu kommen zwei Personen vom Volkswirtschaftsdepartement sowie ich als Finanzdirektor.

**Weltwoche:** Wie viele Gesuche erhalten Sie pro Woche?

**Tännler:** Pro Woche? Wir sprechen derzeit von zirka zwanzig Gesuchen pro Tag. Und die kann man nicht einfach liegenlassen.

**Weltwoche:** Und hat sich die Lage seit den verschärften Massnahmen akzentuiert?

**Tännler:** Total. Man kann sagen: Jetzt ist der Zapfen ab – und diejenigen, die nichts kriegen, sind irritiert. Wobei zu sagen ist, dass Finanzminister Ueli Maurer gut reagiert hat. Er hat die Hürden für die behördlich geschlossenen Unternehmen gesenkt. Man muss nicht weiterhin einen Umsatzrückgang geltend machen, um ans Geld zu kommen, sondern kann die Fixkosten angeben. Wobei auch dort ein Erklärungsbedarf besteht.

**Weltwoche:** Zum Beispiel?

**Tännler:** Nehmen wir ein Unternehmen mit reichem Aktionariat aus dem Hotellerie- oder

Gastrobereich. Dieses hat derzeit Umsatzeinbussen von über 50 Prozent zu beklagen. Nun kommen Forderungen auf, dass dieser Verlust vom Aktionariat sowie durch die Reserven gedeckt werden soll. Das ist für mich ungerecht. Denn man bestraft gutgeführte und eigentlich profitable Unternehmen für eine fremdverschuldete Krise. Wir können nicht jene bestrafen, die bei uns normalerweise Steuern bezahlen – und gleichzeitig die retten, die keine Steuern bezahlen. 65 Prozent der Firmen im Kanton Zug bezahlen keine Steuern. Und vor allem die sind es, die nun auch zu Recht in den Genuss der Härtefallgelder kommen.

**Weltwoche:** Was nervt Sie an der Situation am meisten?

**Tännler:** Ich kritisiere das Krisenmanagement des Bundes beziehungsweise das inexistente Krisenmanagement. Das ist ein Hott und Hüst. Auf Schweizerdeutsch würde man sagen: ein *Chrüsimüsi*. Man hätte von Beginn weg klar kommunizieren sollen – und nicht jeden Tag wieder neu und dann wieder in eine andere Richtung. Die Menschen müssen die Massnahmen nachvollziehen können, sonst machen sie nicht mit. Das neuste Beispiel ist die Impfstrategie: Sie klappt nicht. Weil es kein stringentes Krisenmanagement gibt, führt das zu grossen Problemen in der Vertikalen: zwischen Bund und Kantonen; aber auch in der Horizontalen: zwischen den einzelnen Kantonen. Momentan streiten die Kantone um die Impfstoffe. Davor haben sie wegen Geld gestritten. Das nächste Mal werden sie wegen der Infrastruktur streiten. Auch wird falsch oder gar nicht antizipiert: Wir wussten seit dem Sommer, dass die zweite Welle kommt – und wurden komplett überrascht.

**Weltwoche:** Worauf führen Sie das zurück?

**Tännler:** Es fehlt an der ehrlichen Selbstreflexion. Und an der Kommunikation. Bundesrat Berset spricht sich zu wenig mit den Kantonen ab. Er fällt intern Beschlüsse, und wir müssen es einen Tag später in den Zeitungen lesen. Erst dann können wir als Kantone zur Vernehmlassung schreiten, und das mit kürzesten Fristen. Gleich verhält sich die Task-Force: Sie kommuniziert, wann und wie es ihr passt – als Beratungsgremium des Bundesrates notabene. Das irritiert mich aufs höchste. Und das führt zu einer Rechtsunsicherheit, zu einer Instabilität, zu grossem Ärger; und letztlich auch zu einem falschen Wettbewerb unter den Kantonen, wie zum Beispiel die Impfstrategie zeigt.

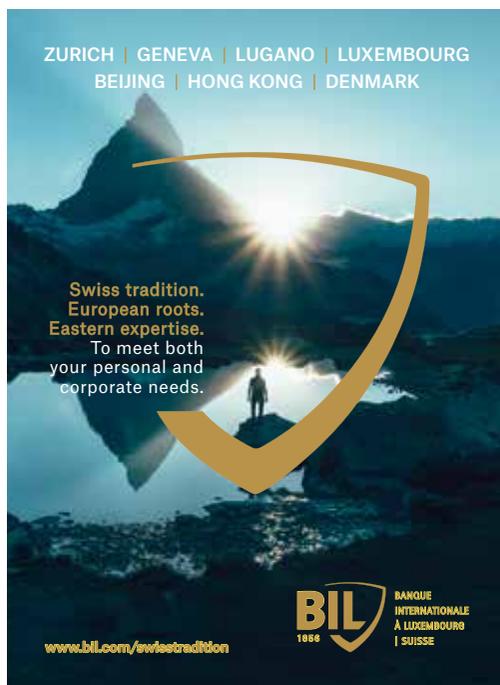
**Weltwoche:** Weshalb reagierte niemand auf diese Kritik?

**Tännler:** Das weiss ich nicht. Aber wenn man in die falsche Richtung läuft, hat es keinen Zweck, das Tempo zu erhöhen; die Richtung bleibt die falsche. Genau das geschieht derzeit. Es werden ständig neue Einschränkungen lanciert ohne fundierte Lagebeurteilungen und

Wirksamkeitsabklärungen. Wenn die Einschränkungen nicht die gewünschte Wirkung bringen, werden sie nicht etwa kritisch hinterfragt und allenfalls angepasst oder aufgehoben, sondern mit weiteren Verschärfungen überkleistert, so nach dem Motto: Hätten wir die Massnahmen nicht ergriffen, wäre es noch schlimmer geworden. Das ist wie in einem Teufelskreis.

**Weltwoche:** In Bern wurde das wöchentliche Verkünden der Botschaft quasi kultiviert. Es scheint, dass sich einige Entscheidungsträger auf diesem Parkett sehr wohl fühlen.

**Tännler:** Es gibt sicher bei der Task-Force Personen, die früher möglicherweise wenig mit den Medien zu tun hatten. Dass sie das nun können, gönne ich ihnen. Aber spätestens, wenn ich höre, dass solche Task-Force-Mitglieder darüber nachdenken, in die Politik einzusteigen,



klingeln bei mir die Alarmglocken. Offenbar ist die Beratung sekundär. Dieses Verhalten zeigt doch, dass sich die Epidemiologen und Virologen schon jetzt in einer politischen Funktion sehen. Aber auch im Bundesrat gibt es Exponenten, die sehr gern reden und keine Kamera umgehen.

**Weltwoche:** Sie sprechen von Gesundheitsminister Alain Berset...

**Tännler:**... aber ich nehme auch die Medien in die Verantwortung. Die Journalisten hängen an Berts Lippen und hinterfragen zu wenig kritisch seine Schritte. Man erhält das Gefühl, alles sei gut. Dabei ist definitiv nicht alles gut. Alle machen Fehler, auch ich. Aber man muss Fehler zugeben und offen darüber sprechen können. Eine solche Fehlerkultur ist zulässig.

**Weltwoche:** Sie werfen dem Bund fehlende Selbstkritik vor?

**Tännler:** In Bern ist niemand bereit, Fehler eingestehen. Es wird wohl niemand behaupten, dass der Gesundheitsminister in dieser Pandemie alles richtig gemacht hat. Man könnte doch auch die Grösse haben und zugeben, dass man den Kompass etwas anders richten sollte. Vor diesem Hintergrund macht mir die Aufstockung der Hilfsgelder um 2,5 Milliarden Angst.

**Weltwoche:** Wer bezahlt am Schluss die Rechnung?

**Tännler:** Wenn ich Kommentare lese, dass es nun an der Zeit sei, Schulden zu machen, und an Ueli Maurer appelliert wird, dass er nicht so knausrig sein solle, sträuben sich mir die Haare. Vor solchen Aussagen habe ich grossen Respekt. Irgendjemand muss das irgendwann bezahlen. Für mich sind die 2,5 Milliarden auch ein Zeichen dafür, dass die Massnahmen über den Februar hinaus verlängert werden könnten. Vielleicht wird aus diesem Grund mehr Geld ins System gepumpt.

**Weltwoche:** Wie kommen wir wieder aus dieser Situation raus? Einfach wegzaubern lässt sich die Pandemie nicht.

*«Wir wussten seit dem Sommer, dass die zweite Welle kommt – und wurden komplett überrascht.»*

**Tännler:** Nein, aber der Impfstoff ist ein realistischer Ausweg. Dass dieser so schnell produziert wurde, ist fantastisch. Aber wir müssen auch lernen, mit dem Virus zu leben – wie wir auch lernten, mit anderen Viren zu leben. Man muss wohl auch eine andere Einstellung entwickeln. Wir können nicht davon ausgehen, dass wir das Virus bodigen – bis es nicht mehr da ist. Und auf einem Weg zurück zur Normalität würde es eine gewisse Grösse erfordern, endlich über einen Ausstieg aus den Massnahmen zu diskutieren und auch dort ein nachvollziehbares Management zu entwickeln.

**Weltwoche:** Nun gehen die Zahlen runter. Rechnen Sie damit, dass der Bundesrat öffnet?

**Tännler:** Ich zweifle. Nun kommen die Mutanten, und die geben dem Bundesrat die Legitimation, die Massnahmen aufrechtzuhalten.

**Weltwoche:** Spüren Sie, dass die Menschen müde werden?

**Tännler:** Ja, definitiv. Auch bei mir im Büro. Wir sprechen nur noch von Corona – am Morgen, am Mittag, am Abend. Wir träumen sogar von Corona. Manchmal habe ich das Gefühl, dass die Pandemie auch politisch missbraucht wird: hin zu mehr Staat und noch mehr Staat. Das zieht eine Abkehr von Grundsätzen, Ordnungspolitik und Eigenverantwortung nach sich. Alle rufen nur noch nach dem Staat. Das läuft nun schon seit einem Jahr so. Wenn es so weitergeht, landen wir früher oder später in einer Sackgasse.



## INSIDE WASHINGTON

### Trump-Tribunal ist Gold wert

Nächste Woche beginnt das historische zweite Amtsenthebungsverfahren gegen den ehemaligen Präsidenten Donald Trump im Senat. Gerade rechtzeitig, um absackende Einschaltquoten bei den TV-Sendern aufzufangen und die demokratischen Parteikassen aufzufüllen. Seit Trumps Verbannung aus den sozialen Medien nach der Belagerung des Kapitols haben seine Quälgeister in den Medien ihre Hauptattraktion verloren. CNN versuchte nach Kräften, die virtuelle Amtseinführung des 46. Präsidenten als Mega-Event abzufeiern, aber kein noch so verstärkter Applaus konnte verhindern, dass ihm die Zuschauer zur Hauptsendezeit davonsackten. Um 44 Prozent sackten die Einschaltquoten in die Tiefe.

Die Trump-Impeachment-Show verspricht, die abwandernden Zuschauer zurückzubringen, und das genau zur richtigen Zeit. Nächste Woche beginnt die «sweeps week», in der die Sender ihre Werbepreise festlegen, die sie das ganze Jahr verlangen können. Demokraten lassen das Amtsenthebungsverfahren als audiovisuelle Extravaganz-Sause steigen. Chuck Schumer, Mehrheitsführer im Senat, verspricht den TV-Zuschauern, dass die Demokraten «dem amerikanischen Volk anschaulich auf Film zeigen werden, was dort im Kapitol passiert ist». Kollege Senator Richard Blumenthal kann seine Begeisterung darüber kaum zügeln, dass seine republikanischen Gegner «den Horror noch einmal erleben werden».

Die Parteiaktivisten hoffen, die Hausse der ersten Impeachment-Show noch einmal zu erleben, die einen Geldregen einbrachte. Act Blue, das Online-Fundraising-Portal der Demokratischen Partei, nahm während des ersten Impeachment-Durchlaufs 4,6 Millionen Dollar in nur 24 Stunden ein. «Impeachment, die Fortsetzung» ist potenzielles Kassengold. Bidens Versöhnungsschwur ist Kassengift. Der totale Anti-Trump-Krieg füllt die Tresore.

Amy Holmes

# Betrug am Publikum

Die Schweizer Kulturszene lässt sich fürs Betteln feiern. Das ist schamlos und peinlich.

Josua Romano

**A**uf den ersten Blick könnte man das Ghost Festival für eine echte Protestaktion halten: «Das erste Festival, das nicht stattfindet», lautet der offizielle Slogan. Das Nichtstattfinden finde vom 27. bis am 28. Februar 2021 statt. Der hoffnungsvolle Leser hält diese Formulierung für ein taktisches Manöver, um sich juristisch aus der Schlinge ziehen zu können, falls das nicht stattfindende Festival plötzlich doch stattfinden sollte. Ist das vielleicht der eigentliche Zweck des gespenstischen Open Airs? Geht hier endlich der langersehnte Ruck der Rebellion durch die helvetische Kunstszene? Traum weiter!

Bei genauerer Betrachtung wird klar, dass es sich beim Ghost Festival um eine reine Sammelaktion handelt. Ein hochkarätiges Line-up (unter anderem Baschi, Stephan Eicher, Stefanie Heinzmann und Züri West) soll die kulturhungernde Bevölkerung zum Kauf von «Tagespässen» animieren, mit deren Erlös knapp 1300 in ihrer Existenz bedrohte Musikschaffende und Techniker – nach Abzug der Produktionskosten und Arbeitsstunden des Trägervereins – unterstützt werden sollen. Anders als bei den meisten Crowdfunding-Kampagnen sind keine Gegenleistungen für Gönner vorgesehen.

Die Reaktionen des Publikums sind überwiegend positiv: «Eine tolle Aktion, mit der die Kultur ein wichtiges Zeichen setzt», lautet der Tenor. Die darbende Bevölkerung ist offenbar froh, überhaupt mal wieder ein Lebenszeichen aus der verstummten Zunft zu vernehmen. Und doch ist es das falsche Signal.

#### Opfer behördlicher Willkür

Die Kultur- und Eventbranche muss seit Beginn der Krise als Prügelknabe der Corona-Politik herhalten. Sie wird ohne ausreichende Evidenz als Pandemietreiber gebrandmarkt und mit Verweis auf ihre vergleichsweise bescheidene Wirtschaftsleistung als «systemirrelevant» abgestempelt. Anstatt sich für ihren Beruf starkzumachen, sich für den immateriellen Wert ihres Schaffens einzusetzen und das Zeitgeschehen kritisch zu verfolgen, beschränken sich deren Exponenten darauf, Ersatzzahlungen zu ver-

langen und sich als Opfer einer durch höhere Mächte verursachten Krise zu inszenieren.

Damit fällt die Kulturszene nicht nur ihren Leidensgenossen aus der Gastrobranche (die sich zunehmend gegen die Massnahmen positionieren) in den Rücken, sondern zeigt auch wenig Respekt für die tatsächlichen Opfer der Pandemie: die vulnerable Bevölkerungsgruppe und deren Angehörige sowie das Pflegepersonal. Sie sind die Direktbetroffenen, die den hohen Preis

*Die Künstler von heute sind nicht alkohol- und drogenabhängig, sondern harmoniesüchtig.*

für die gesundheitspolitische Unverantwortlichkeit der vergangenen Dekaden bezahlen müssen. Dagegen sind die notleidenden Künstler, Techniker, Bühnenbauer, Veranstalter et cetera nicht einem Virus, sondern behördlicher Willkür zum Opfer gefallen.

#### Verachtung der eigenen Existenz

Die Künstler von heute sind nicht alkohol- und drogenabhängig, sondern harmoniesüchtig. Der Dealer ist der politisch korrekte Online-Mob, der alles abstrafte, was nicht der neuen Normalität entspricht. Wenn Exponenten und Berufsverbände selbst grösste Verletzungen der Kunstfreiheit (unter anderem Gesangsverbot, Fünferregel) schulterzuckend hinnehmen, erweisen sie der Branche einen Bärendienst. Sie zementieren die Degradierung unserer Zunft zu hilfsbedürftigen Empfängern eines staatlichen Grundeinkommens. Doch kein Geld der Welt kann den Wert der Kunst ersetzen.

Die konformistische Haltung der Kulturszene ist eine Verachtung ihrer eigenen Existenz. Das Ausbleiben von Kritik ist ein Betrug am Publikum, welches mit seinen Steuerabgaben die Tatenlosigkeit finanziert. Das ist beschämend genug. Sich diesem Publikum auch noch mit einer rebellisch getarnten Bettelaktion anzubiedern, ist schamlos.

Josua Romano ist freischaffender Musiker. Eben ist seine Single «No Chains» erschienen.

---

# Manieren wie Hugo Chávez

Im Streit um Impfdosen zettelt die EU einen Handelskrieg gegen Grossbritannien an. Das Verhalten von Brüssel könnte vielen sentimental Pro-Europäern die Augen öffnen.

Daniel Hannan

**W**ir haben einen Fehler gemacht und ihn umgehend korrigiert.» Das ist, grob gesagt, die Linie der EU seit dem Impfstoffdebakel in der vergangenen Woche. In Brüssel war man bemüht, sich möglichst rasch von den angekündigten Grenzkontrollen zwischen der Republik Irland und Nordirland zu distanzieren. Im privaten Gespräch machen Mitarbeiter der EU-Kommissions-Präsidentin EU-Handelskommissar Valdis Dombrovskis verantwortlich. Dessen Mitarbeiter geben Ursula von der Leyen die Schuld.

Allerdings waren die beabsichtigten Grenzkontrollen in Irland (seit fünf Jahren behauptet Brüssel, dass dies zu einem Wiederaufflammen der Unruhen führen werde) nicht der schlimmste Fehler der Kommission. Viel gravierender war die Entscheidung, den Export von Impfstoffen nach Grossbritannien zu unterbinden, weil man sauer war, dass das britische Impfprogramm besser lief als das eigene. Die EU korrigierte ihren taktischen Fehler und unterliess die vorgesehenen Grenzkontrollen, sprach aber mit keinem Wort von ihrem moralischen Versagen – auf dem Höhepunkt einer Pandemie den Export von Impfstoffen zu behindern.

Rufen wir uns die Chronologie der Ereignisse in Erinnerung: Im März 2020 kam die britische Regierung zu der Ansicht, dass das Virus einzig durch Massenimpfungen zu bekämpfen sei. Man bestellte riesige Mengen Impfstoffe bei verschiedenen Pharmaunternehmen. Besondere Hoffnung setzte man in die Forscher an der Universität Oxford, die bereit waren, einen Impfstoff auf Non-Profit-Basis zu entwickeln. Die Regierung vermittelte eine Partnerschaft mit dem britisch-schwedischen Unternehmen Astra Zeneca und unterstützte das Projekt mit massiven Investitionen – in der Hoffnung, am Ende die ärmsten Länder der Welt versorgen zu können. Das Wagnis zahlte sich aus. Das Astra-Zeneca-Vakzin ist einer von drei bislang zugelassenen Impfstoffen. Ausserdem ist es billiger als die beiden anderen und praktikabler, da es in einem gewöhnlichen Kühlschrank aufbewahrt werden kann.

Die EU agierte bürokratischer. Mehrere Mitgliedstaaten hatten eigene Verhandlungen aufgenommen, auch mit Astra Zeneca, doch die Kommission bestand darauf, die Bereitstellung von Impfstoffen en bloc für alle 27 Mitgliedsstaaten zu organisieren. Es vergingen Monate; man verhandelte über Nebensächlichkeiten und zog die Sache offenbar in die Länge, weil man hoffte, den Impfstoff von EU-Unternehmen kaufen zu können. Schliesslich unterzeichnete Brüssel den Vertrag mit Astra Zeneca fünfzehn Wochen nach den Briten – im Grunde denselben Vertrag, den mehrere EU-Mitgliedstaaten schon zuvor in Eigenregie hatten abschliessen wollen.

## Ungeheuerliches Vorgehen

In der vergangenen Woche stellte sich heraus, dass es Produktionsprobleme gab und die meisten der von der EU bestellten Impfdosen mit Verspätung geliefert würden. Das ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, um welche Grössenordnungen es hier geht. Die Auslieferung des Astra-Zeneca-Vakzins an Grossbritannien, die USA und andere Länder geriet ebenfalls ins Stocken. Solche Verzögerungen sind durch eine *reasonable best efforts*-Klausel vertraglich gedeckt – und genau diese Klausel machte die EU öffentlich, als man eine redigierte Fassung des Vertrags vorlegen wollte, versehentlich aber den kompletten Vertragstext präsentierte.

Für neutrale Beobachter ist klar, dass die EU sich mit ihrer Bestellung zu viel Zeit gelassen hatte. Wie Pascal Soriot, Chef von Astra Zeneca, in einem Interview mit einer italienischen Zeitung erklärte: «Der Vertrag mit den Briten wurde drei Monate vor den Europäern geschlossen. Bei den Briten hatten wir also drei zusätzliche Monate, um all die kleinen Probleme zu lösen, die wir hatten. Bei den Europäern sind wir, was das betrifft, drei Monate hinterher.»

Brüssel reagierte empört. Zuerst behauptete man, Astra Zeneca verkaufe seinen Impfstoff an den Meistbietenden, und liess sogar die belgische Fabrik durchsuchen. Ein ungeheuerliches Vorgehen. Astra Zeneca ist das einzige Pharma-

unternehmen weltweit, das mit seinem Covid-Vakzin aus grundsätzlichen Erwägungen keinen Profit macht.

Jedenfalls hatte die EU einen Konflikt mit Astra Zeneca. Sie hatte aber keinen Konflikt mit der britischen Regierung. Dennoch beschloss man, dass Impfstoffe nur mit Sondergenehmigung nach Grossbritannien exportiert werden sollten. Das richtete sich explizit gegen das Vereinigte Königreich. Alle anderen Nachbarstaaten waren nicht betroffen – Island, die Schweiz, Marokko, Syrien, die Ukraine, Belarus. Die Verfügung richtete sich einzig gegen Grossbritannien.

Warum? Was hatten die Briten getan? Nichts – ausser, dass sie ihr Impfprogramm schneller auf die Beine gestellt hatten, was in Brüssel für Verstimmung sorgte. Kurzum, die EU reagierte auf einen Streit mit Astra Zeneca, indem man drohte, die Auslieferung von Impfdosen eines völlig unbeteiligten Unternehmens (Pfizer) nach Grossbritannien zu verhindern – Impfdosen, die die britische Regierung zweifelsfrei gekauft hatte und auf die Brüssel keinen Anspruch erheben konnte.

Fest entschlossen, zu verhindern, dass Impfstoffe nach Grossbritannien geliefert würden, erklärte Brüssel, dass Nordirland nicht mehr Teil des Binnenmarkts sein solle – eine Lösung, die man bisher stets als Gefahr für den Frieden bezeichnet hatte. Diese Entscheidung wurde rückgängig gemacht, alles andere bleibt. Mit anderen Worten: Die EU droht damit, die Auslieferung von lebensrettenden Impfstoffen in der Pandemie zu verhindern, um so von eigenen Fehlern abzulenken. Dieses Verhalten erinnert weniger an Donald Trump als an Hugo Chávez.

Die Sympathien für die EU in Grossbritannien schmelzen dahin wie Schnee im Regen. All die sentimental Proeuropäer, die sich jahrelang wegen des Ergebnisses des Brexit-Referendums beschwert hatten, verstanden plötzlich, worüber sich die Euro-Skeptiker beschwert hatten.

Es könnte sein, dass die EU ihren Ruf ein für alle Mal verspielt hat – auf beiden Seiten des Ärmelkanals.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

# Was ist los in den Niederlanden?

Die Regierung Rutte hat in der Krise versagt. Doch das allein führte nicht zu brennenden Städten. Es gibt eine allgemeine Unzufriedenheit mit der Politik, quer durch die Bevölkerung.

Syp Wynia

Ende Januar gingen ungewöhnliche Bilder aus den Niederlanden um die Welt: Hunderte, manchmal Tausende von Demonstranten marschierten durch Dörfer und Städte, plünderten Geschäfte, legten Brände, kämpften gegen Polizisten.

Nach drei Wochenenden der Unruhe scheinen sich die Dinge etwas beruhigt zu haben, doch es bleiben Fragen: Was ist los in den Niederlanden? Wie konnte das passieren?

Es gibt eine Vorgeschichte: Schon im vergangenen Jahr kam es zu einigen kleineren Demonstrationen gegen die Corona-Massnahmen. Ende Juni nahmen auch Anhänger des Fussballklubs ADO Den Haag an einer solchen Kundgebung in Den Haag teil. Die Polizei intervenierte, es kam zu Verhaftungen. Das war bemerkenswert, denn massive Polizeipräsenz gehört nicht zum typischen Strassenbild in den Niederlanden.

## «Wahnsinnig cooles Land»

Die hiesige Polizei hat vielmehr den Ruf, Teil der niederländischen Toleranzkultur zu sein. Nicht nur Konsum und Verkauf von Drogen werden stärker toleriert als anderswo, auch die Aufklärungsrate von Verbrechen ist hierzulande äusserst niedrig. Die Durchsetzung des Gesetzes hat oft keine Priorität. Manchmal scheint es, als hätten die Sixties nie aufgehört.

So war es auch am 1. Juni 2020. Damals kam es in Amsterdam zu einer Demonstration gegen Rassismus als Reaktion auf den Tod von George Floyd in den USA. 10 000 Menschen versammelten sich auf dem Dam, dem zentralen Platz Amsterdams – nach den geltenden Corona-Regeln waren sie viel zu nahe beieinander. Die erste weibliche und grüne Bürgermeisterin Amsterdams, Femke Halsema, liess die Demonstranten gewähren, mehr noch: Sie nahm als eine Art Sympathisantin an der Kundgebung teil.

Das sorgte für viel böses Blut. Seit Monaten waren drastische Massnahmen in Kraft, die das öffentliche Leben in den Niederlanden stark einschränkten; als aber eine grosse Demonstration zu einem Thema stattfand, das als politisch

korrekt angesehen wurde, galten die Corona-Massnahmen plötzlich nicht mehr.

Im August machten die niederländischen Corona-Unruhen dann zum ersten Mal Schlagzeilen in ausländischen Medien. In Den Haag, Utrecht und anderswo kam es während einer Hitzewelle zu Strassenkrawallen. Hunderte Jugendliche machten Stadtteile unsicher, legten Brände, verursachten Zerstörungen. In den meisten Fällen handelte es sich um Söhne von Einwanderern, vor allem Marokkanern, in einigen Fällen um Fussball-Hooligans.

Die gängigste Erklärung für diese Sommerunruhen ist, dass Einwandererfamilien nicht in ihre Herkunftsländer in die Ferien reisen konn-

*Die Durchsetzung des Rechts hat oft keine Priorität. Es scheint, als hätten die Sixties nie aufgehört.*

ten wie sonst. Die Hitze in den beengten Wohnungen trieb die Jugendlichen auf die Strasse, wo sie ihrem Unmut freien Lauf liessen.

Männliche Marokkaner stehen in den Niederlanden ganz oben auf der Liste krimineller Jugendlicher. Ihre schulischen Leistungen hinken jenen ihrer Kollegen oft hinterher – im Gegensatz zu denen ihrer Schwestern. Ein Kulturschock kann dabei eine Rolle spielen. In Marokko haben Männer einen Macho-Vor-

teil, anders als in den relativ femininen Niederlanden. Die Mädchen erhalten hier Möglichkeiten, die sie in Marokko wohl nicht hätten.

Behörden und Medien gaben sich grosse Mühe, die Corona-Unruhen vom August losgelöst von ethnischen Fragen zu beschreiben. Nach zeitgenössischem niederländischem Brauch wurden die Täter als entgleiste Jugendliche und Opfer der Umstände dargestellt. Es gab auch kaum Nachrichten über Untersuchungen, Prozesse oder gar Verurteilungen.

Dann kam die zweite Welle der Corona-Massnahmen. Seit Frühjahr war der liberale, tatsächlich vor allem pragmatische, unverheiratete, stets optimistische und meist radfahrende Ministerpräsident Mark Rutte, der seit zehn Jahren Koalitionsregierungen führt, mit strengen, aber im internationalen Vergleich nicht sehr strengen Corona-Massnahmen beliebt geworden. Er sprach von einer «intelligenten Abschottung», was in einigen Ländern ausserhalb der EU für Irritationen sorgte.

Rutte verstand es schon immer, sich in patriotischer Manier auf die Brust zu klopfen. Ständig betont er, Premierminister eines «wahnsinnig coolen Landes» zu sein, und untermauert das mit irgendwelchen Statistiken. Die zugrunde liegende Botschaft ist eine doppelte: Einerseits erweckt Rutte so den Eindruck, es sei seiner Führung zu verdanken, dass die Niederlande ein so tolles Land sind. Andererseits deutet er an, dass alles blitzschnell vorbei sein könnte, sollten die Bürger ihm nicht mehr folgen.

Vor zwei Jahren erfand Rutte dafür das Bild der Niederlande als kostbare Vase: sicher in seiner umsichtigen Obhut, aber wehe, wenn andere, besonders die «Populisten» Geert Wilders und Thierry Baudet, das zerbrechliche Kunstwerk in ihre Hände bekämen. Auch der Brexit dient Rutte als warnendes Beispiel: Das passiert, wenn Populisten an die Macht kommen!

## Nichts funktioniert wie versprochen

Mitte Januar 2021 brachte Rutte nun seine Koalitionsregierung und das Unterhaus dazu, die Ausgangssperre einzuführen: Von 21 Uhr bis in die frühen Morgenstunden darf sich in



„Vielleicht ein Buch zum Thema 'Wasser'?“



*Viel böses Blut:* Ministerpräsident Rutte.

den Niederlanden bis auf wenige Ausnahmen niemand auf der Strasse aufhalten.

Es ist auffällig, dass Rutte seit Monaten für diese Ausgangssperre geworben hat. Nur wenige wagen öffentlich die Vermutung, dass der Premierminister die Corona-Politik für seine Zwecke missbraucht: Die Niederlande wählen am 17. März ein neues Parlament. Die Erfahrung des vergangenen Jahres zeigt, dass die Popularität des Premierministers stark steigt, wenn er harte Corona-Massnahmen ergreift.

Seine Popularität leidet nicht einmal darunter, dass die Wirksamkeit dieser Corona-Politik höchst fragwürdig ist. So starben im Frühjahr 2020 mehrere tausend ältere Menschen in Pflegeheimen, in denen sie und auch das Personal vor dem Virus nicht geschützt waren. Es wurden nur wenige Tests durchgeführt, und es gab kein richtiges Contact-Tracing.

Monatelang stellten die Behörden den Mundschutz als nutzlos dar, später machten sie ihn – erst in öffentlichen Verkehrsmitteln, dann in öffentlichen Gebäuden – zur Pflicht. Und dann stellte sich heraus, dass die Niederlande, die sich

### *Premierminister Mark Rutte erfand das Bild der Niederlande als kostbare Vase.*

gern als moralisch überlegen präsentieren, bei Kauf, Verteilung und Anwendung der Corona-Impfstoffe ganz hinten liegen. Alles in allem grenzt die niederländische Corona-Politik an eine Katastrophe. Wenig, nein, nichts funktioniert wie versprochen.

Der Premierminister versteht es jedoch, die Verantwortung für das Versagen auf Minister und Beamte abzuwälzen. Dasselbe gelang

Rutte im Januar mit einem anderen Skandal. Die Steuer- und Zollverwaltung verfolgte – mit Wissen der Regierung – ungerechtfertigterweise Zehntausende Einwohner. Inzwischen ist die Regierung Rutte formell zurückgetreten, doch in der Praxis hat sich nichts geändert. Ein Oppositionsführer und ein Minister legten ihre Ämter nieder – Rutte regiert weiter. Pikantes Detail: Die meisten Opfer sind Einwanderer.

Genau im Moment dieses Pro-forma-Rücktritts holte der Premierminister die Zustimmung seiner Regierung und des Parlaments für die Ausgangssperre ein. Er beschrieb sie als höchst notwendig, um eine dritte Welle abzuwehren. Dieser nationale Hausarrest werde vorerst zwei Wochen dauern. Und auch hier ist die Wirksamkeit sehr fraglich. Sicher ist, dass der Premierminister im Vorfeld der Wahlen von der Massnahme profitiert. Sie lässt ihn als entschlossene Führungspersönlichkeit wirken.

### **Ein offenes Geheimnis**

Vor vier Jahren gewann Ruttens Partei einige Sitze, weil dieser einige Tage vor den Parlamentswahlen einen türkischen Minister des Landes verwiesen hatte. Übrigens macht Rutte oft wenig subtile Aussagen über niederländische Türken. Es ist ein offenes Geheimnis, was er damit bezweckt: Stimmen zu gewinnen auf Kosten der «populistischen» Konkurrenz.

Am ersten Abend der Ausgangssperre, am Samstag, dem 23. Januar, war unmittelbar nach 21 Uhr auffallend viel Polizei auf den Strassen. In der Hauptstadt Amsterdam, wo die Polizei normalerweise nur am Rande sichtbar ist, waren sie überall. Tausende von Bussgeldern wurden im ganzen Land verhängt.

Einen Tag später brach in einem grossen Teil des Landes die Hölle los, besonders in Amster-

dam und in Eindhoven. In Amsterdam wurde die Polizei, die nun auch hier massenhaft präsent ist, auf eine Mischung aus Demonstranten und Randalierern losgelassen. In den Einkaufsstrassen sind die teuren Markengeschäfte fast alle zugenagelt.

Danach waren andere niederländische Städte an der Reihe. Vorläufiger Eindruck: Mal sind es Proteste gegen die Corona-Politik, mal ist es Frust über das fehlende Ende des Tunnels, mal sind es Krawalle um der Krawalle willen.

### **Genauso unmotiviert**

Ganz vorsichtig sind Analysten nun bereit, eine schleichende Unzufriedenheit über die allgemeine Politik der Rutte-Regierung anzusprechen: über die Masseneinwanderung und den Wohnungsmangel, über die versprochenen Steuersenkungen und die fehlende Kaufkraft, über die extrem teure und zunehmend unpopuläre Klimapolitik, über das Geld, das in den Süden der Euro-Zone transferiert wird.

Und der Premierminister selbst? Er besuchte ein Viertel in Den Haag, in dem es wieder zu Strassenkrawallen gekommen war. Er sprach von «Kriminellen» und sagte, er wolle nichts von soziologischen Erklärungen wissen. Mark Rutte ist auf Wahlkampftour. Er weiss, dass sich das Image der Entschlossenheit auszahlt.

Jetzt ist es Februar, und die Regierung ist dabei, die Ausgangssperre nach nur zwei Wochen wieder aufzuheben – genauso unmotiviert, wie sie diese eingeführt hat. Konstant ist nur eines: Noch immer gibt es keine Hinweise auf einen gesundheitlichen Nutzen.

Syp Wynia ist ein niederländischer Journalist, Schriftsteller und Kolumnist. Er lebt in Amsterdam, wo er sein eigenes Online-Magazin betreibt: [www.wyniasweek.nl](http://www.wyniasweek.nl).

## **DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN**

Mit [www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch) die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch)



# Vorbild Graubünden

Die Bergler beweisen in der Pandemie ein gutes Händchen. Unterländer können viel von ihnen lernen.

Andrea Masüger

Die Zürcher Journalisten können mit Loben fast nicht aufhören. «Das Bündner Modell macht Schule», titelt der *Tages-Anzeiger*. Die *NZZ* schrieb: «Das Tübingen der Schweiz ist der Kanton Graubünden.» Was ist passiert, dass der Bergkanton im Osten des Landes, den die Unterländer Medien meist aus der Operettenperspektive betrachten, derart ins positive Licht gerückt ist?

Wie in der deutschen Stadt Tübingen, die dank Massentests in Altersheimen die Zahl der Infektionen drücken konnte, setzten die Bündner Regierung und ihr rühriger Corona-Stabschef Martin Bühler früh auf eine ähnliche Strategie. Man liess sich von der offiziellen Berner Haltung nicht beirren, die flächendeckende Tests stets ablehnte. Anfang Dezember starteten die Bündner einen Pilotversuch im Engadin und in den Südbündner Tälern. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung liess sich testen, 1 Prozent war asymptomatisch positiv, die Fallzahlen rasselten nach den darauf eingeleiteten Massnahmen in den Keller.

In diesen Tagen will man die erfolgreiche Aktion in grösserem Massstab wiederholen. Statt die Menschen mit der präventiven Holzhammermethode namens Quarantäne zu quälen, will man sie testen, testen, testen. In fast 200 freiwillig an der Aktion teilnehmenden Firmen und Betrieben wird die Belegschaft permanent, notfalls täglich, mit einem Spucktest auf das Virus überprüft; die oft schmerzhafteste Entnahme von Schleim via Nasen-Rachen-Abstrich entfällt. Später sollen die Schulen folgen. Die Bündner versprechen sich davon wiederum eine signifikante Senkung der Neuansteckungsrate.

Das Bündner Modell ist so erfolgreich, dass nun Gesundheitsminister Alain Berset schweizweit zu Massentests aufruft. Als Anreiz sollen diese kostenlos sein. Schon früher liess der Bundesrat verlauten, er verfolge das Bündner Modell mit «grossem Interesse». Nun erweist es sich als Blaupause für ein nationales Vorgehen.

In der Pandemie haben die Bündner generell ein gutes Händchen. So gelang es ihnen auch, von St. Moritz einen drohenden Image-SupergAU fernzuhalten. Während Ischgl und Verbier

wegen Unbedachtheit einen coronaren Total Schaden erlitten, meisterten die St. Moritzer den Ausbruch der südafrikanischen Virusvariante in den Nobelhotels «Badrutt's Palace» und «Kempinski» bravourös. Die Behörden ordneten die sofortige Quarantäne über die Hotels an, schlossen die Schulen und Skischulen und setzten eine Maskenpflicht im Freien durch. Anschliessend wurden nicht nur Gäste und das Hotelpersonal getestet, sondern *tout* St. Moritz viral gescreent, weit über 3000 Personen. Das Ergebnis: 53 positive Fälle, zwei Drittel davon von der mutierten Variante, fast alle bei Hotelmitarbeitern; Gäste und Einheimische wurden nicht angesteckt. Nach einer knappen Woche war der Spuk vorbei.

St. Moritz hat eben immer begnadete Botschafter, die wissen, was zu tun ist. Früher war es der legendäre Kurdirektor Hans Peter Danuser, der in niederschlagsarmen Wintern einen Lastwagen voller Schnee zu Marketingzwecken nach Zürich karrte. Heute ist es Gemeindepräsident und Entertainer Christian Jott Jenny, der weiss, wie man mit den Medien umgehen muss. Und der im vorliegenden Fall mit einer originellen Videobotschaft an die Bevölkerung den potenziellen Skandal im Keim erstickte.

Andrea Masüger war Chefredaktor der *Südostschweiz* und CEO von *Somedia*.



„Du sagst jetzt sofort, was du mit dem Goldfisch gemacht hast...!“

## Italiens Koalition gegen die Demokratie

«Endkampf!», schreit es von den Titelseiten der italienischen Zeitungen. Jetzt hat Staatspräsident Sergio Mattarella Mario Draghi zu sich berufen, den früheren Chef der Europäischen Zentralbank. Er soll eine Regierung der Technokraten führen.

Gestürzt ist vor gut zwei Wochen die Linkskoalition von Ministerpräsident Giuseppe Conte. Es war die 66. Regierung seit Gründung der Republik 1946. Im gleichen



«Endkampf!»: Mario Draghi.

Zeitraum haben in Italien achtzehn Mal Parlamentswahlen stattgefunden. Knapp drei Viertel der italienischen Regierungen seit Kriegsende wurden also nicht vom Wähler bestimmt, sondern in Rom ausgeklüngelt. So hätte es nach dem Willen des parteilosen Juraprofessors Conte, der noch nie für ein politisches Amt kandidiert hat, auch in der gegenwärtigen Krise sein sollen.

Das aber will Contes linksliberaler Widersacher Matteo Renzi keinesfalls zulassen. Er will einen neuen Chef für die alte Koalition, am liebsten Mario Draghi, den früheren Chef der Europäischen Zentralbank. Von einer Überwindung der Regierungskrise durch vorgezogene Wahlen wollen die Herrschenden in Rom nichts wissen. Doch ihre Begründung, mitten in der Pandemie könne man keine Wahlen abhalten, haben Amerikaner und Portugiesen jüngst widerlegt. In Wahrheit fürchten sie das Urteil des Wählers. Dessen Stimme soll erst nach Ablauf der Legislaturperiode 2023 gehört werden, obwohl es seit den Wahlen von 2018 schon zwei Regierungskrisen gegeben hat.

Gemäss Umfragen würde bei baldigen Neuwahlen die Opposition unter Führung der rechtsnationalistischen Lega von Matteo Salvini und der postfaschistischen Partei «Brüder Italiens» unter Giorgia Meloni gewinnen, sekundiert von Silvio Berlusconi liberal-konservativer Forza Italia. Und diese neue Rechtsregierung würde dann über die Verwendung der 209 Milliarden Euro für Italien aus dem «Wiederaufbaufonds» der EU zur Überwindung der Pandemiefolgen entscheiden.

Wo käme das politische Establishment in Rom hin, wenn man bei jedem Regierungsturz dem Wähler das Wort gäbe?

Matthias Rüb

# Die Wiederkehr des IM

Das Personal für die nächste Diktatur ist schon da.



Von 1949 bis 1990, also von der Gründung der DDR bis zu ihrem dramatischen Ende, gab es etwa 620 000 «inoffizielle Mitarbeiter» (IM), die für das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) tätig waren; mal kürzer und mal länger, die einen freiwillig, die anderen, weil sie erpresst wurden oder sich etwas dazuverdienen wollten. Sie observierten und denunzierten ihre Arbeitskollegen und Nachbarn, Freunde und Verwandte, Mitstreiter und Konkurrenten, die ihnen im Weg standen.

Zu dem Zeitpunkt, als die DDR implodierte, waren noch 189 000 «Kundschafter» für das MfS unterwegs. Setzt man diese Zahl ins Verhältnis zur Population der DDR, kommt man zu einem erstaunlichen Ergebnis. Auf etwa neunzig DDR-Bürger kam ein inoffizieller Mitarbeiter der Staatssicherheit. Eine solche Spitzeldichte dürfte in der Geschichte einmalig sein. Man kann sie natürlich auch als Beleg dafür nehmen, dass die DDR eine partizipatorische Gesellschaft war, die jedem und jeder die Gelegenheit bot, sich einzubringen.

Je länger die DDR tot ist, umso öfter frage ich mich, was aus diesen Menschen geworden ist und was sie heute machen. Natürlich nur diejenigen, die noch am Leben und berufstätig sind. Von zweien weiss ich, dass sie als Abgeordnete im Bundestag sitzen, wohlversorgt und von keinerlei Gewissensbissen verfolgt. Sie haben sich perfekt in die freiheitlich-demokratische Grundordnung integriert und machen das, was sie schon zu DDR-Zeiten gemacht haben – eine bessere und gerechtere Gesellschaft herbeireden.

Eine ehemalige Stasi-Informantin hat schon früh die Zeichen der Zeit erkannt und eine Stif-

tung gegründet, mit der sie gegen Antisemitismus, Rassismus, Hass und Hetze im Internet ankämpft, grosszügig gefördert von anderen Stiftungen und Mitteln aus dem «Demokratie leben!»-Programm der Bundesregierung. Derzeit klärt sie über die Gefährlichkeit der Corona-Skeptiker und Corona-Leugner auf, die mit Rechtsradikalen und Nazis gemeinsam demonstrieren, was natürlich alle Kritik an der amtlichen Corona-Politik gegenstandslos macht.

Wenn der zuständige, aber glücklos agierende Gesundheitsminister an alle «Bürgerinnen und Bürger» appelliert, «aufeinander aufzupassen», dann meint er das vermutlich so harmlos, wie er es sagt, dennoch sollte man den niederschweligen Unterton nicht überhören. Auch die Bürger der DDR waren aufgerufen, «aufeinander aufzupassen» und dem ABV (Abschnittsbevollmächtigten) Auffälligkeiten im Verhalten der Bewohner zu melden. Für etliche führte diese Art der Fürsorge direkt in die Haftanstalt Bautzen oder in das Zuchthaus in Zwickau.

Zu den Nebenerscheinungen der Pandemie gehört, dass bestimmte Begriffe Erinnerungen wecken. Wenn der bayerische Ministerpräsident erklärt, man brauche «eine grosse staatliche Kampagne zur Förderung der Impfbereitschaft, an der sich Vorbilder aus Kunst, Sport und Politik beteiligen», derweil es nicht einmal genug Impfstoff gibt, um diejenigen zu versorgen, die sich freiwillig impfen lassen möchten, dann lebt die DDR wieder auf, wo es an allem mangelte – ausser an den Appellen, sich solidarisch zu verhalten.

In den Lokalteilen der Tageszeitungen findet man immer öfter Berichte über Polizeieinsätze, die von «besorgten Nachbarn» ini-

tiert wurden, weil im Haus nebenan oder in der Wohnung gegenüber ein Kindergeburtstag gefeiert wurde, was derzeit ebenso verboten ist wie der Erwerb von Böllern und Krachern. «Aufeinander aufpassen» ist in Deutschland ein Synonym für «sich gegenseitig denunzieren», natürlich im Dienst des Allgemeinwohls. Das steht auch auf dem Spiel, wenn ein paar Jugendliche in einem Park ein Iglu aus Schnee bauen und sich darin eine Auszeit von der Enge des elterlichen Hauses gönnen. Dann rückt die Polizei in einer Stärke aus, als ginge es darum, einen Drogentransport abzufangen. Von den fünf Iglu-Bauern schaffen es vier, der Festnahme durch Flucht zu entkommen.

Es geht bei solchen Aktionen nicht darum, Hygienekonzepte durchzusetzen. Wäre dem so, müsste als Erstes der öffentliche Personennahverkehr eingestellt werden. Es geht darum, Disziplin und Gehorsam zu erzwingen. Und eine Gemeinschaft herzustellen, die bereit ist, Freiheit zugunsten von Sicherheit aufzugeben, vorübergehend natürlich, im Vertrauen darauf, dass der Staat die Grundrechte, die er einkassiert hat, irgendwann als «Privilegien» für die Guten zurückgeben wird. Was früher der Klassenfeind war (und noch früher das internationale Finanzkapital), das ist heute Corona, eine das Bewusstsein lähmende Substanz, die den freien Willen deaktiviert.

Ich weiss immer noch nicht, was die ehemaligen inoffiziellen Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit heute machen. Eines aber halte ich für sicher: Das Personal für die nächste Diktatur ist schon da.

# Angriff auf die Zitadellen der Hochfinanz

Auf das Kapitol folgt Wall Street, aber diesmal ist der Sturm ganz legal.  
Gamestop oder wie Kleinanleger milliardenschwere Hedge-Funds austricksten.

Florian Schwab

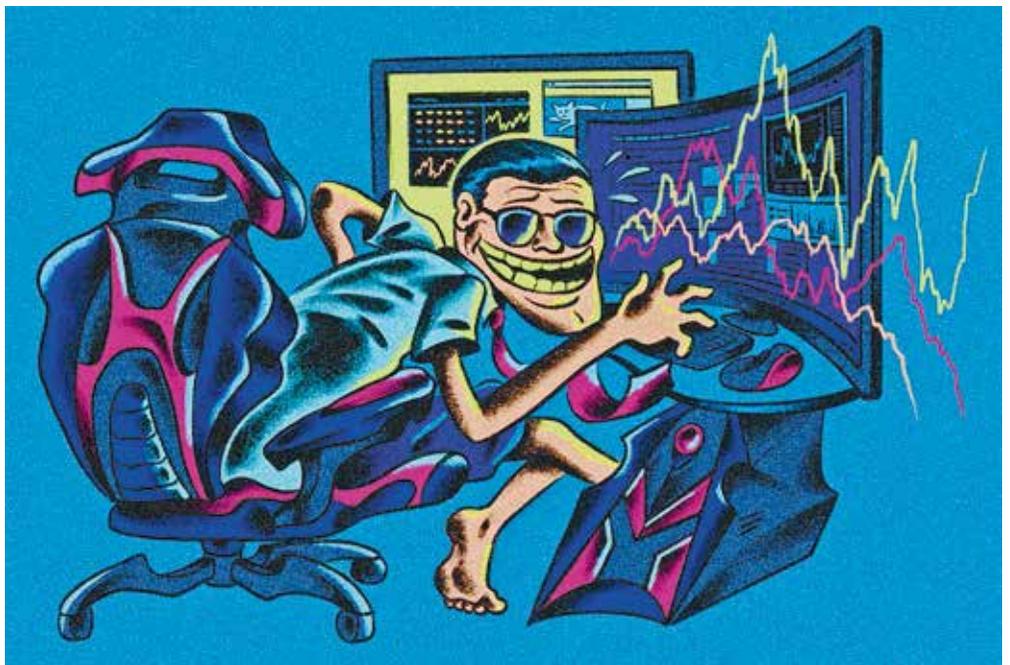
Die Firma Gamestop kannten bis vor kurzem höchstens Leute, welche die USA intensiv bereist haben. Jetzt macht der Name weltweit Schlagzeilen. Er steht sinnbildlich für den Kampf «Main Street versus Wall Street» – ein Motiv, das auch Donald Trump in seinen Wahlkampagnen bewirtschaftete.

Was ist passiert? Der Börsenkurs der Firma Gamestop ist zwischen dem 10. und dem 29. Januar von 20 auf zeitweise über 400 US-Dollar explodiert. Vor einem Jahr lag er bei 4 Dollar. Klangvolle Namen der Hedge-Fund-Industrie, die auf sinkende Kurse gewettet hatten, verloren über 5 Milliarden US-Dollar – ein Vielfaches dessen, was Gamestop überhaupt wert war. Für den Kursanstieg verantwortlich sind Zehntausende Kleinanleger, welche sich auf der Social-Media-Plattform Reddit zum konzertierten Kauf der Aktien verabredet haben.

Besonders pikant: Auf dem Höhepunkt der Börsenschlacht am letzten Donnerstag sperrten einige Handelsplattformen für Kleinanleger den Kauf von Gamestop-Aktien. Die am meisten verwundeten Hedge-Funds erhielten so die Chance, sich mit schweren Blessuren aus dem Staub zu machen. Auch die berühmte Trading-Plattform Robinhood sperrte den Handel der Anbieter eines Smartphone-Programms, über das Kleinanleger kommissionsfrei Wertpapiere handeln können.

Viele der auf Reddit mobilisierten Privatanleger nutzten diese Applikation, die den Kampf für die Kleinen im Namen trägt. Mit dem Gamestop-Kaufverbot habe sich Robinhood in den Sheriff von Nottingham verwandelt, bemerkte der konservative Kommentator Ben Shapiro: also vom Kämpfer für die Entrechteten Robin Hood zu deren Peiniger.

Aber was ist eigentlich Gamestop? Es ist eine Vertriebskette, eine Art Charles Vögele für Computerspiele, ein klassischer Filialhandel mit Nachholbedarf im Online-Geschäft. Die meisten Gamestop-Stores befinden sich an der Peripherie. Zu ihren besten Zeiten, im Jahr 2007, war die Firma an der Börse gegen zehn Milliarden US-Dollar wert. Danach setzte eine bis vor kurzem anhaltende Schwindsucht ein. In der



Bevor das Imperium zurückschlägt.

Corona-Krise betrug der Börsenwert noch 240 Millionen Dollar. Die Finanzkennzahlen waren schon vor den Corona-Lockdowns besorgniserregend. 2018 schrieb Gamestop einen Verlust von 696 Millionen Dollar, 2019 waren es 388 Millionen. Am 31. Januar 2020 betrug das Eigenkapital noch 611 Millionen Dollar. Kurz: Die Firma ist schwer angeschlagen.

## Befeuerte Nachfrage

Das sahen auch Hedge-Funds, die mit ausgeklügelten Handelsstrategien Geld von Kunden verwalten und bisweilen versuchen, Gewinne aus fallenden Kursen zu realisieren. Ein verbreitetes Instrument dafür sind sogenannte Leerverkäufe. Wie geht das? Nehmen wir einen Investor, der davon überzeugt ist, dass die Aktienpreise einer bestimmten Firma sinken werden. Dann leiht er von den derzeitigen Eigentümern ein paar Titel aus mit der Verpflichtung, sie später zurückzugeben. Die ausgeliehenen Aktien verkauft der Investor zum aktuellen Börsenkurs an beliebige Dritte wei-

ter. Jetzt wartet er ab, bis sich seine Erwartung erfüllt hat und die Kurse gesunken sind. Dann kauft er sie am Markt zum tieferen Preis und gibt sie den ursprünglichen Eigentümern, von denen er sie ausgeliehen hat, zurück. Und verdient die Kursdifferenz.

Die Hedge-Funds leihen sich die Aktien über sogenannte Broker aus, gegen eine Verleihungsgebühr. Zusätzlich müssen sie beim

*Je stärker der Preis stieg, desto mehr Hedge-Funds konnten sich die Position nicht mehr leisten.*

betreffenden Broker Sicherheiten in Cash hinterlegen, in der Regel 150 Prozent des Aktienwerts zum Zeitpunkt des Ausleihens und danach jederzeit mindestens 130 Prozent des momentanen Aktienwerts.

Normalerweise – gerade bei grossen Unternehmen – machen leerverkaufte Aktien nur einen sehr kleinen Anteil der frei gehandelten

Titel aus und bewegen auch den Preis nicht nennenswert. Haben aggressive Hedge-Funds aber angeschlagene Firmen wie Gamestop im Visier, versuchen sie einen grossen Anteil der frei gehandelten Aktien per Leerverkauf an den Markt zu bringen. Das treibt das Angebot an der Börse in die Höhe, wodurch der Kurs sinkt. Die Hedge-Funds helfen nach, damit sich ihre Erwartung sinkender Kurse erfüllt.

Gamestop war ein typisches Ziel: finanziell schwach, genügend Aktien im Handel, jederzeit handelbar, aber trotzdem klein genug, damit man mit Leerverkäufen den Preis wirklich beeinflussen konnte. Bereits im vergangenen Jahr betrug der Anteil der Leerverkäufe an den frei gehandelten Aktien, die sogenannte Short-Interest-Quote, über 50 Prozent.

Doch dann kam der «Reddit Mob», wie grosse Hedge-Fund-Manager das Phänomen getauft haben: In der Untergruppe (Subreddit) «Wallstreetbets» der Kommunikationsplattform Reddit mit über 6 Millionen Mitgliedern verabredeten sich zahlreiche Benutzer zum Kauf der Gamestop-Aktie. Damit setzten sie eine Spirale in die entgegengesetzte Richtung in Gang, nämlich nach oben. Mit den steigenden Kursen konnten

### *Nun wird der Ruf laut, Kleinanleger vor sich selber zu schützen – dabei geht es um den Schutz der Grossen.*

immer mehr Leerverkäufer nicht mehr genügend Cash-Sicherheiten bei den Brokern, von denen sie die Aktien ausgeliehen hatten, hinterlegen.

Sie mussten die Aktien jetzt dringend am Markt einkaufen, um sie den Brokern zurückzugeben, also ihre Short-Position zu saldieren, auszugleichen. Dies befeuerte die Nachfrage nach der Aktie und trieb den Preis zusätzlich nach oben – es setzte eine sich selbst verstärkende Preisdynamik nach oben ein. Je stärker der Preis stieg, desto mehr Hedge-Funds konnten sich ihre Short-Position nicht mehr leisten und mussten sie saldieren. Man bezeichnet das als Short Squeeze, das sich selbst verstärkende Auspressen der Short-Positionen. Mit Hilfe der Kampfsportlogik könnte man sagen, die Reddit-Leute hätten die Schwungkraft ihres Gegners gegen diesen selbst umgeleitet.

Bleibt noch das Thema des Handelsunterbruchs, des zeitweiligen Verbots des Gamestop-Kaufs auf den Kleinanleger-Plattformen: Das nutzten die am stärksten gebeutelten Hedge-Funds zum Rückzug, wie eine Waffenpause. Sie bissen in den sauren Apfel, kauften die Aktien zu einem Preis, der etwas tiefer lag, als er mit anhaltender Kaufaktivität der Reddit-Leute gewesen wäre, und entledigten sich der verseuchten Positionen.

Robinhood und ähnliche Handelsplattformen begründeten das Aussetzen der Käufe damit, dass sie ihrerseits in die Klemme geraten seien



und bei den sogenannten Clearing-Stellen der Börsen viel höhere Sicherheiten hinterlegen mussten. Diese Sicherheiten bemessen sich am Handelsvolumen und an den Preisausschlägen der Aktien. Robinhood beispielsweise überwies am Freitag 1 Milliarde Dollar an Sicherheiten und machte dann den Handel wieder auf.

### **Schäumende Manager**

Nicht alle glauben, dass diese technische Begründung ausreichend ist. Politiker von Ted Cruz (rechter Republikaner) bis Alexandria Ocasio-Cortez (linke Demokratin) forderten eine Untersuchung. Tatsache ist: Der Unterbruch hat den Hedge-Funds geholfen, sich vom Schlachtfeld zurückzuziehen. Während eines Tages wurde es den Kleinanlegern erschwert, den Preis ihrerseits nach oben zu treiben. Rasch wurden Vorwürfe laut, dass das Wall-Street-Establishment damit staatliche Rückdeckung erhalten habe im Kampf gegen die Kleinen.

Tatsache ist aber auch: Handelsplattformen wie Robinhood, die ihren Kunden kommissionsfreien Börsenhandel versprechen, sind ihrer-

seits eng mit den Brokern verbandelt, die den Hedge-Funds die Aktien ausleihen. Robinhood verdient ihr Geld damit, dass sie den Brokern Informationen über die Börsenaufträge ihrer Kunden zukommen lässt, bevor diese abgewickelt werden. Überspitzt ausgedrückt: dass sie die Daten der Kleinen den andern verrät. Mit diesem Wissen kann der Broker Geld verdienen, indem er die Aktie minimal verteuert oder verbilligt. Wäre also ein grosser Broker in Schwierigkeiten gekommen, weil Hedge-Funds ihre Positionen nicht mehr mit Cash hinterlegen konnten, hätte dies auch Robinhood getroffen.

Stand Freitag, hatte der «Reddit-Mob» die Oberhand über die Wall Street. Die Hedge-Fund-Manager schäumen über das, was der konservative Talk-Radio-Host Rush Limbaugh als einen in ihren Augen «unautorisierten Vermögenstransfer» bezeichnet. Schon wird der Ruf laut, Kleininvestoren vor sich selber zu schützen – in Tat und Wahrheit geht es aber um den Schutz der Grossen, nachdem die Kleinen sich auf deren Feld vorgewagt haben. Ganz ähnlich lief es mit anderen Aktien von angeschlagenen Unternehmen.

Das letzte Kapitel der Gamestop-Saga ist noch nicht geschrieben. Ende letzter Woche erreichten die Leerverkäufe gegen 130 Prozent der frei gehandelten Aktien – weitere Hedge-Funds sind ins Spiel eingestiegen und wetten, dass die Gamestop-Aktie bald wieder kollabiert. Bei den Reddit-Leuten werden Durchhalteparolen verbreitet: «Hold the line!» – können sie die Leerverkäufer erneut bezwingen? Oder droht der Verlust bis auf das Niveau, das die Aktie wirtschaftlich wert ist? Oder der Totalausfall? Es ist wie die zweite Runde in einem Computerspiel.

«Lebensfreude ist keine Altersfrage.»

Hans-Jakob Stahel  
Leiter Unternehmenskunden  
zum selbstbestimmten Leben

## Alle in Geiselhaft

Nr. 3 – «Wir und die Alten»  
Alex Baur über die Corona-Politik

Bei der ersten Welle von Corona war die Solidarität zwischen allen Teilen der Bevölkerung sehr gross, und es gab kaum Proteste gegen den totalen Lockdown. Dies, weil die Furcht vor diesem neuen Killervirus so gross war, dass alle die Massnahmen mittrugen, da niemand sich infizieren wollte. Zudem gab es zu wenig Schutzmaterial (kaum Masken), und die Ärzte hatten keine Erfahrung mit den richtigen Behandlungen. Jetzt aber würde es genügen, die Betagten und Chronischkranken zu schützen respektive zu isolieren – und nicht die gesamte Gesellschaft in Geiselhaft zu nehmen. Darum verstehen gerade viele jüngere, gesunde Menschen die Massnahmen nicht mehr und beginnen zu rebellieren, was man in den Niederlanden und anderen Staaten gesehen hat. Und dies war absehbar, und die Proteste werden zunehmen trotz massiver Einsätze der Polizei. *Ronald Wild, Zollikon*

Absolut clever: Nur Landesvater Alain Berset kann das Schreckensszenario abwenden, welches Bundesrat Alain Berset inszeniert hat. *Peter Meier, Volketswil*

Auf der einen Seite sind die Alten von der Gesellschaft ausgeschlossene Kostenerzeuger, auf der anderen Seite werden weltweit sämtliche einschneidenden Einschränkungsmassnahmen damit gerechtfertigt, Betagte (die «Schwachen») zu schützen und eine Überlastung der Spitäler zu vermeiden. Das klingt ethisch, ist es aber nicht! Denn es geht letztlich um den ganzen Gerontologiemarkt, der möglichst wenig wirtschaftliche Einbussen erleiden soll, und we-

niger um die Sterblichkeit Hochbetagter. Letztlich sind es also doch wirtschaftliche Gründe hinter den scheinheilig-ethischen Schutzmassnahmen, deretwegen wir alle eingesperrt werden. *Harri Wettstein, Romainmôtier*

## Allzumenschliches

Nr. 3 – «Hitlers Schatten über dem Tages-Anzeiger»  
Christoph Mörgeli über den Tages-Anzeiger

Der entlarvende Artikel über die Nähe und Sympathie der Tages-Anzeiger-Besitzer zum Dritten Reich ist das Beste, was ich seit Jahren zum Thema publizistischer Scheinheiligkeit gelesen habe. Man wird im versöhnlich ausklingenden Artikel an Nietzsches «Menschliches, Allzumenschliches» erinnert, laut dem jedes Moralgesetz historisch bedingt und nur innerhalb eines bestimmten Zeitraums gültig ist. *Bernhard Ecklin, Zollikon*

## Sand und Camembert

Nr. 3 – «Willkommen in der Foto-Apartheid»  
Peter Rothenbühler über Kamala Harris

Eine deutlich hellhäutige Frau wie die amerikanische Vizepräsidentin in der Bildunterschrift als «Schwarze» vorzustellen, ist erstens eine Verspottung des Augenscheins – und zweitens die modische Form eben des Rassismus, den zu meiden sie vorgibt: Irgendwie muss ich das «Schwarz» doch unterbringen! Ähnlich kurios wie damals, Obama als den ersten «schwarzen» Präsidenten vorzustellen – mit seiner «weissen» Erbmasse von genau 50 Prozent! Weg also mit den Plakatfarben! Auch bei den «Weissen» natürlich: Ihre Haut ist niemals «weiss», sondern eher eine Mischung aus Sand und Camembert. *Wolf Schneider, Starnberg (D)*

## Gut und böse

Nr. 3 – «Was ich mit «Great Reset» wirklich meine»  
Klaus Schwab zu seinen Büchern

Klaus Schwab braucht die erste Hälfte seines Beitrags, um sich über die Reaktionen auf sein letztes Buch zu beklagen, und die zweite Hälfte, um die Reaktionen auf sein nächstes Buch zu bemängeln. Was er mit «Great Reset» wirklich meint, erfährt man nicht; nur, dass er es gut und nicht böse meint. In Aldous Huxleys «Schöne neue Welt» steht der Satz: «Diejenigen, die es gut meinten, benahmen sich nicht anders als die, die es böse meinten.»

*Benjamin Kilchör Gossau ZH*

## Korrigendum

Nr. 4 – «Wie Winterthur Oskar Reinhart verrät»  
Christoph Mörgeli über den Kunstsammler

Zur Neugestaltung der Eingangshalle des Museums Reinhart am Stadtgarten in Winterthur haben sich 94 Architekten- und Künstlerteams für den ausgeschriebenen Studienauftrag beworben. Im Bericht des Beurteilungsgremiums steht: «Alle Teilnehmenden erhalten eine fixe Entschädigung von 16 000 Franken.» Als Teilnehmende gelten indessen nicht sämtliche 94 Bewerber, sondern lediglich die sieben «eingeladenen» Teams. Die Projektierungskosten betragen demnach nicht 1,5 Millionen Franken, sondern inklusive Vorbereitung, Ausschreibung und Sitzungen zirka 168 000 Franken. Wir entschuldigen uns für das Versehen.

*Redaktion Weltwoche*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



# Robert K. Heuberger (1922–2021)



Seine Erfolge teilte er grosszügig: Immobilienunternehmer und Mäzen Heuberger.

**1**922–2021: Das heisst Krisenjahre, Aktivdienst, Hochkonjunktur, Bauboom, Massenmotorisierung, Tschernobyl, Digitalisierung, Corona... Das Leben von Robert Karl Heuberger, Immobilienunternehmer und Mäzen von prägender Gestalt aus Winterthur, hat diese gewaltige Spanne umschlossen. Am vergangenen Freitagabend starb er an Altersschwäche.

Er war hart zu sich selbst, manchmal auch hart zu anderen, aber immer ein Optimist und meist ein Menschenfreund. Sein erster grosser Erfolg war dem sturen Bankenkartell der frühen 1950er Jahre zu verdanken, das die Gewährung von Hypotheken im zweiten Rang nicht vorsah. Von einem Militärkameraden wusste Heuberger, dass die Versicherungen viel Anlagegeld hatten, mit dem sie nichts Gescheiters anzufangen wussten. Und die Sparer beklagten sich über die lausigen Zinsen.

Heuberger verkoppelte die Anleger mit den Hypothekenschuldnern und platzierte sich selbst so ideal, dass er an jedem Geschäft drei-, viermal verdiente: durch Kreditkommissionen, Versicherungsprovisionen, am Ende noch durch die Verwaltung der Liegenschaften, denn längst ging es nicht mehr um Einfamilienhäuser, sondern um Überbauungen.

Den weiteren Aufstieg schaffte Heuberger mit den Einkaufszentren. Zuerst übte er in Uster und Effretikon, dann diente er sich der stolzen alten Winterthur-Versicherung an, die jahrelang mit ihrem Neuwiesen-Projekt beim Hauptbahnhof Winterthur nicht zurechtkam. Heuberger

löste den Knoten, wurde aber nicht etwa Auftragnehmer, sondern Partner auf Augenhöhe, am Ende Alleineigentümer.

Beflügelt durch Empfehlungen der Banken, stieg der biedere Winterthurer Treuhänder auf in höhere Sphären. Er baute Villen in St. Moritz; eine vermietete er auf dringenden Wunsch der Gemeinde vorübergehend an den Schah von Persien, dessen Renovationsprojekt ins Stocken ge-

raten war. Dieser bedankte sich mit einer Einladung in die «Chesa Veglia». Dabei lud er die Heubergers ein, in den Iran zu kommen und dort im grossen Stil zu bauen. Heubergers Vorsicht war grösser als die Gier. Er verwies auf den Namen seines Unternehmens: Sichere Schweizer Kapitalanlagen – und empfahl Walter Haefner und dessen Mobag. Das Riesenprojekt für 6000 Militärwohnungen, das daraus entstand, endete nach der Revolution der Ajatollahs im Chaos. Die Motor-Columbus wäre darin fast untergegangen.

Stattdessen verkaufte Heuberger seine anderen St. Moritzer Villen an Tina Onassis und Marc Rich. Das war viel weniger komplex als das, was mit dem Sulzer-Areal vor seiner eigenen Winterthurer Haustür abging. Der schlaue Fuchs beteiligte sich nicht am Gemenge und konzentrierte sich auf zwei andere Umnutzungsprojekte, die tadellos herauskamen: das Osram-Areal und die «Banane», den gekrümmten Riesenbau beim Bahnhof, der früher die Volg-Zentrale gewesen war.

Ihre Erfolge teilten die Heubergers grosszügig. Ihre Stiftung war während vieler Jahre der stärkste Treiber der privaten Hilfe und Fürsorge in der Region für Kranke, Behinderte, aber auch für wohnungssuchende Studenten und für förderungswürdige Jungunternehmer.

Karl Lüönd

ABSTIMMUNGSARENA



Balthasar Glättli  
Nationalrat Grüne/ZH



Guy Parmelin  
Bundespräsident

«Ja zum  
Freihandelsabkommen  
mit Indonesien»

FOKUSKMU

Moderation:  
Joel Bigler



Täglich vom 8. bis 14. Februar ab 17.25 Uhr auf:
Täglich vom 15. bis 21. Februar ab 17.25 Uhr auf:








# Wie die Finanzbranche grün werden soll

Die G-20-Regulierung spielt die demokratische Umweltpolitik aus.



Es ist ein Tsunami von Klimastörungen und Katastrophen, der auf die Welt zukommt. Das sagen viele Wissenschaftler, Politiker und Aktivisten, die vor der Erderwärmung und daraus folgenden gewaltigen Schäden warnen. Dies sagen sie schon seit langem, aber wie die Stürme genau daher kommen sollen, kann niemand wirklich sagen. In kleinerem Massstab wird jetzt ein Tsunami sichtbar, der nicht die klimagetriebenen Veränderungen in der natürlichen Welt betrifft, sondern die klimabezogenen Umwälzungen in der Finanzbranche. Diese werden zu einem guten Teil durch die Regulierung vorangetrieben. Auch da ist nicht eindeutig, was alles kommen wird, klar ist aber, dass sich auf breiter Front jetzt vieles zusammenbraut.

Dieser Tage hat Larry Fink, Chef des international grössten Vermögensmanagers Blackrock, in seinem jährlichen Brief an die CEOs aus aller Welt geschrieben, dass das Ziel netto null Emissionen bis 2050 jetzt forciert anzustreben sei. Blackrock wolle von allen Firmen verlangen, dass sie ihre Pläne offenlegen, wie sie ihre Geschäftsmodelle auf die Null-Emissions-Wirtschaft ausrichten. Alle sollen Rechenschaft ablegen über ihre Klimarisiken, und zwar gemessen mit einem speziell erstellten Raster, das die sogenannte Task Force on Climate-related Financial Disclosures (TCFD) vorgibt. Mit anderen Worten: Die Firmen sollen jetzt quasi zusätzlich eine Klimabuchhaltung einrichten und sich daran messen lassen. Die TCFD besteht aus gut dreissig Mitgliedern aus den G-20-Staaten.

Der Slogan des Zeitgeists lautet: Grün investieren ist die Zukunft, Klimawandel – das

ist die grosse Investitionsgelegenheit der heutigen Generation. Nicht einfach auf Renditen schauen, nein, jetzt muss man den Kompass neu auf die Klimapolitik einstellen. Das ist die Einschätzung oder Beschwörung, die zahllose Notenbanker, Bankmanager oder Vermögensverwalter ins Publikum zu bringen versuchen. Für die Finanzbranche bedeutet das: zurückfahren der finanziellen Engagements in Technologien und Firmen, die mit Öl, Gas und Kohle sowie mit politisch nicht erwünschten oder nicht korrekten Geschäften zusammenhängen – dafür steigern der Investitionen in Vorhaben, die als grün und sozial erwünscht eingestuft werden. Und das soll zunehmend genauer gemessen werden. Fink wies sogar darauf hin, dass grüne Investitionen zugleich sozial seien, da eine bessere Umwelt ärmeren Bevölkerungsschichten zugutekomme.

Die Schweiz wird davon nicht ausgenommen. Im Moment läuft bei der Finanzaufsicht Finma eine Vernehmlassung über eine Teilrevision des Rundschreibens zur Offenlegung klimabezogener Risiken. Die Behörde betont, dass die ihr unterstellten Institute den Klimawandel deutlich zu spüren bekommen könnten und dass Transparenz über klimabezogene Finanzrisiken bei der Beaufsichtigung ein erster wichtiger Schritt sei zur Identifizierung, Steuerung und Messung der Risiken. Die Finma will sich bei der Regulierung der Branche ebenfalls an die von Fink erwähnten Empfehlungen der TCFD anlehnen. Damit wird die Schweizer Wirtschaft mehr oder weniger auf den internationalen Klimakurs geschoben. Brisant daran ist vor allem, dass die Finma dies als

selbstständige Behörde tut, die nicht durch die Politik kontrolliert wird. In der Schweizer Wirtschaft findet also parallel zur demokratisch kontrollierten Umweltpolitik eine durch Regulierungsexperten gesteuerte Ausrichtung auf Klimaziele statt.

## Leerverkäufe

Im Kampf um den Gamestop-Aktienkurs zwischen Klein- und Grossanlegern gab es viel Kritik an den sogenannten Leerverkäufen. Die Möglichkeit, dass ein Investor Aktien quasi zum Voraus verkauft, mit vorerst leeren Händen, geht den einen zu weit. Das heisse die Spekulation auf eine schlechte Zukunft der Firma erst recht an. Aber eigentlich ist es das gleiche Signal wie wenn man Aktien verkauft, die man besitzt, einfach noch lauter, noch stärker, noch informativer für das Publikum. Investoren mit einer starken Meinung machen diese zugunsten der Allgemeinheit sichtbar. Man ist so eher schneller bei einem Aktienkurs, welcher der Marktmeinung entspricht.

## «Bleiben Sie gesund»

Viele Emails und Botschaften enthalten die als Ermunterung und Stärkung gedachte Wendung «Bleiben Sie gesund». Das gibt ein gutes, stützendes Gefühl. Denkt man jedoch länger darüber nach, spürt man darin bald so etwas wie eine Mahnung oder Aufforderung, so zu sich zu schauen, dass man nicht eine Ansteckung mit dem Virus riskiert. Fast spürt man den Hauch der offiziellen Appelle der Pandemiepolitik und unterschwellig die Verpflichtung, die anderen zu stützen.

# LITERATUR UND KUNST

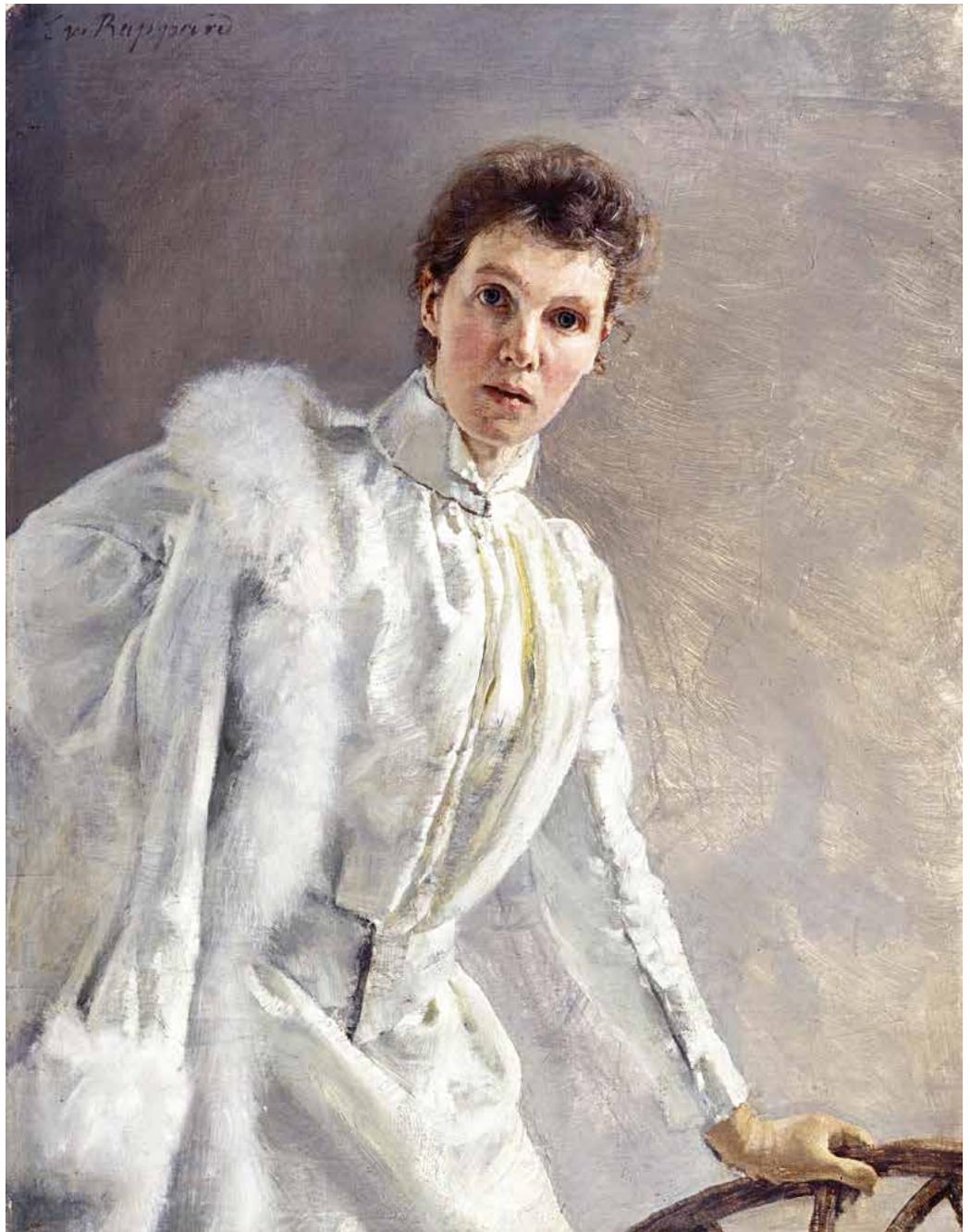
Ist Joseph Ratzinger  
tatsächlich jener  
Fürst der Finsternis?  
*Matthias Matussek,*  
Seite 52

Herausgegeben von Daniel Weber

**Clara von Rappard, Selbstbildnis, 1890** – Da ist eine Frau, eine Schweizerin, die das Gefängnis, das Frausein lange war, erst gar nie betreten hatte. Aufgewachsen in einer Epoche, in der ein Akademieverbot für Frauen herrschte, aufgewachsen aber auch in liberalen, grossbürgerlichen Verhältnissen in einer Villa bei Interlaken, in der abends gemeinsam Homer gelesen wurde oder deutsche Philosophen, die Mutter Mutter, der Vater Hotelier, folgte sie nur ihrer Bestimmung, malte, suchte das Licht und die Atmosphäre der Welt und jene ihrer Seele.

Clara von Rappard (1857–1912) fand den Weg zu ihren eigenen Bildern, fand Leinwände, auf denen ihre Seele Gestalt annehmen konnte. Ihr Kampf war nie einer, den sie mit der die Frau kleinhaltenden Welt focht, sondern einer mit sich selbst. Sie lebte ein selbstbestimmtes, ein emanzipiertes Leben zu einer Zeit, als man die Bestimmung der Frau im Kinderkriegen und als demutsvolle Gattin sah. Bald galt sie, einige der wenigen professionellen Malerinnen ihrer Zeit, mit ihren seelenvollen Landschaftsmalereien als eine Vorreiterin der Moderne. Man stellte sie aus, man lud sie ein, sie stand im Licht und konnte sich dennoch nicht aus ihrem Schatten bewegen.

Sie verwirklichte sich in einer Männerwelt, das schon, aber es scheint so, dass sie zögerte, auch nur mit kleinen Schritten auf den Weg der Verwirklichung ihrer Sehnsüchte gegangen zu sein. Auf allen ihren Wegen nahm sie ihre Mutter mit, und es waren Wege, die, tragisch fast, einen Bogen machten um fleischliche Lust, um Liebe, die keine Elternliebe ist, um unvernünftige Lebenslust, um die Luft, in der Freiheit schwingt. Ihr Leben ging im selben Haus zu Ende, wo sie es ein Leben lang gelebt hatte, das Erste und das Letzte, was sie sah, war ihre Mutter. Sie starb nach langer Krankheit an einer Lungenentzündung. Was zu Ende ging und lange vergessen blieb, war das Leben einer Frau, die sich nie vom Korsett der Zeit hatte einzwängen lassen und die doch stets eine Gefangene blieb. *Michael Bahnerth*



*Unglückliche Ikone ihrer Zeit.*

# Katholisches Epochenbrausen

Joseph Ratzinger, der als deutscher Papst Benedikt XVI. auf dem Stuhl Petri Platz genommen hatte, ist wohl der bedeutendste Theologe seit Menschengedenken.

Matthias Matussek

---

Peter Seewald: Benedikt XVI. Droemer.  
1184 S., Fr. 51.90

---

**W**ie kann man über eine Jahrhundertfigur wie Benedikt XVI. schreiben, ohne die geistigen Schwingungen aufzunehmen, die von diesem deutschen Papst ausgingen wie von keinem zweiten? Er bezwang ja nicht die rote Diktatur mit der grossen Gebärde und dem Prankenhieb wie sein Vorgänger, der Löwe aus Krakau, Karol Wojtyła.

Nein, dieser deutsche Papst war scheu, aber unbestechlich. Er sprach mit leiser Stimme, aber er drang damit in die Seele. Der Journalist Peter Seewald, der bereits für den *Spiegel* und den *Stern* gearbeitet hatte und mittlerweile für die *Süddeutsche Zeitung* schreibt, wollte herausfinden, was am Bild des angeblich strengen und reaktionären Chefs der Glaubenskongregation stimmt und was Legende ist.

Ist dieser Joseph Ratzinger tatsächlich jener Fürst der Finsternis, als den ihn die «progressiven» katholischen Theologen und die Presse schilderten? Seewald, katholisch aufgewachsen, aber mittlerweile aus der Kirche ausgetreten, traf auf einen Mann, der die Glut wieder zur Flamme entfachte und ihn zurückholte in die *Una Sancta*, mit leiser Stimme und schönster Durchdachtheit, mit der Poesie des Glaubens.

## Hübsch, schüchtern, unsportlich

Das Interview-Buch, das aus dieser Begegnung entstand und das mehr ist, nämlich ein Lehrgespräch über Gott und die Welt, wurde ein globaler Bestseller in über dreissig Sprachen. Seewald kam nicht mit den üblichen Fragen nach Zölibat und Gleichberechtigung, über Inquisition und Frauenordination. Nein, er steuerte den Kern an: Jesus und der Glaube an ihn. Im Lauf der Jahre stellte er ihm, so schätzt er, rund zweitausend Fragen. So entstand ein fast 1200 Seiten starkes Epochenbrausen in den unterschiedlichsten Registern, eine Geschichte des deutschen Jahrhunderts, eine Sitten-



*Poesie des Glaubens*: Kirchenvater Ratzinger.

geschichte, eine der Glaubenskonjunkturen, der Politik, ja der Weltkirche.

Wir erleben die Familie des Gendarmen Ratzinger in bitterer Armut, die Geburt seines Jüngsten am Karsamstag 1927, diesem merkwürdigen Zwischentag. Gott ist tot, aber über diesen Stunden liegt der Vorglanz seiner Auferstehung. Der Kleine ist hübsch, schüchtern und absolut unsportlich, aber wenn er in der Schule den Mund aufmacht, erstaunt er Lehrer und Mitschüler mit seiner leisen Intelligenz und seiner Gewissenhaftigkeit, auch mit trockenem Humor und Widersetzlichkeit. Gemeinsam mit dem älteren Bruder wird er in die Hitlerjugend gezwängt. Im Haus wird der Rosenkranz gebetet und Messe gespielt, regionaltypische Volksfrömmigkeit, denn Altötting mit den Motivtafeln ist nah. Es folgt der Umzug ins ebenfalls nahe Dorf Hufschlag. Der Obersalzberg, das Epizentrum des Bösen, ist gerade vierzig Kilometer Luftlinie entfernt.

Die Kinder besuchen das erzbischöfliche Gymnasium; sie sind früh entschlossen zum Priesterberuf. Besonders diese Jugendjahre werden mit einer erzählerischen Kraft geschildert, die deutlich macht, wie weitgehend selbstverständlich und widersetzlich gegen die braune Flut der Katholizismus war. Schon bald sind die Ratzinger-Söhne entschlossen, Priester zu werden; Priester waren Helden für sie, weit über tausend von ihnen wurden in Buchenwald umgebracht

### Volle Hörsäle

Nach Kriegsende folgte das Theologie-Studium in Freising und einem München in Trümmern. Und hier weitet sich die Biografie zu Fundamentaltheologie und Dogmatik. Seewald hat Hunderte von Stimmen zusammengetragen, die den jungen Ratzinger beschreiben, seine Suche, seine beglückenden Theatererlebnisse, seine Lektüren, darunter Hermann Hesse mit «Demian» und «Steppenwolf». Aber der Biograf hat offensichtlich auch die Lektürepläne der Uni nachgelesen, um in Ratzingers Kopf zu gelangen. Einer ist dort längst zu finden, der alles überstrahlt: Augustinus mit seinen «Confessiones», die anheben mit Worten, die aus der tiefsten Tiefe des Glaubens emporsteigen: «Spät erst habe ich dich erkannt» und «Du hast uns zu dir hin geschaffen; unruhig ist mein Herz, bis es ruht in dir . . .». In dieser ganz persönlichen, intimen Gotteschau fühlt sich Joseph Ratzinger aufgehoben und geborgen; hinzu kommt selbstverständlich die Vernunftlehre der griechischen Philosophie, doch auch Zeitgenossen wie Josef Pieper, Henri de Lubac und sein «Catholicisme», Urs von Balthasar und andere.

Die fünfziger Jahre sind ein katholisches Jahrzehnt. In Adenauers Kabinett wirken überwiegend Katholiken, die katholische Soziallehre begleitet die Wiederaufbaujahre und gibt

ihnen eine geistige Fassung. Wie sich Joseph Ratzinger in der akademischen Welt damals virtuos durchsetzt, erinnert an einen Musketier der Theologie. Mit unglaublicher Auffassungsgabe geht Ratzinger an die Quellen; er liest die Kirchenväter im Original. 1951 folgt die Primiz. In Rekordzeit legt Joseph seine Dissertation über das Volk Gottes bei Augustinus vor und macht seinen Doktor beim Rheinländer Gottlieb Söhngen mit summa cum laude. Seine Habilitation über die Geschichtstheologie Bonaventuras wird von Söhngen mit Beifall angenommen, vom Co-Gutachter Michael Schmaus jedoch boykottiert. Josephs Haare

### *Der scheue Gendarmensohn hat die Welt nicht mit Löwenpranken, sondern auf sanfte Weise erobert.*

werden über Nacht schlohweiss. Später wird er sagen, die Brüskierung habe ihm gutgetan. «Es ist nicht gut, wenn alles glattläuft.»

Wo immer Ratzinger in der Folge doziert, ob in Bonn, Münster, Tübingen, Regensburg oder in München, stets sind die Hörsäle überfüllt, so dass nach aussen übertragen werden muss. Er ist ein Ereignis und spricht druckreif – ein Star der Stunde. Ende der fünfziger Jahre ändert sich in der Kirche die Temperatur. Das spüren nicht nur junge Theologen, sondern auch der alte Giuseppe Roncalli, Papst Johannes XXIII. Die Verkündigung bleibt stecken in ihren Routinen, sie dringt nicht mehr durch.

### Sanfter Eroberer

Und so ruft der Papst ein Zweites Vatikanisches Konzil zusammen. Benedikt erinnert sich «an den grossen Aufbruch», der ihn elektrisiert. Er sagt, «man habe das Gefühl, man könne das Christentum ganz neu leben». Diesem konziliaren Impuls, dem es um die Gottesbegegnung geht, um Jesus Christus als direkt erfahrener Glaubensoffenbarung, einem im besten Sinne protestantischen (heute würde man sagen: evangelikalen) Impuls, ist er bis an sein Ende treu geblieben – seine Jesus-Trilogie, die er als Papst verfasste und die durchaus als Vermächtnis gelten kann, legt davon Zeugnis ab.

Seewalds Buch ist mehr als eine Biografie. Es ist ein Apostolat und wird auch jene ergreifen, deren Glaube in die katholische Kirche mit ihrem «kreativen» liturgischen Firlefanz und ihren «politischen Gebeten» (Benedikt XVI.) ermüdet. Dass übrigens sowohl der alte und kranke Johannes XXIII. wie der ebenfalls erkrankte Paul VI. Wege eruieren liessen, wie ein Papst abdanken könne, muss wohl auch jene besänftigen, die Benedikt Fahnenflucht vorgeworfen haben und immer noch vorwerfen.

Joseph Ratzinger hat die Kirche auf seine Weise erneuert. Seine Enzyklika über die Liebe («Deus caritas est») ist mehrere Millionen Mal

verkauft worden. Die katholische Kirche hat Millionen an Gläubigen hinzugewonnen. Papst Benedikt hat sich dem «Schmutz, der die Kirche besudelt», nämlich den Missbrauchsskandalen, gestellt und aufgeräumt. Und er hat die Jugend für sich und den Glauben gewonnen – wie sehr, davon konnte ich mich im Millionenheer der Jugendlichen am Madrider Weltjugendtag überzeugen. Ich schenkte ihm auf dem Flug dorthin mein Buch «Das katholische Abenteuer» mit einer Widmung, die ein Augustinus-Wort war: «Incipit exire, qui incipit amare» (Wer beginnt loszulassen, der beginnt zu lieben). Ich ahnte damals nicht, dass er ein Jahr später sein Papsttum aufgeben würde. Er lächelte und fragte, wie es mir beim *Spiegel* ginge. Ich meinte, ein Augenzwinkern zu erkennen. «Mal so, mal so, Heiliger Vater», sagte ich. «Zurzeit eher so.»

Peter Seewalds mächtige und vielschichtige Biografie ist eine eindruckliche Lektüre. Sie beweist: Der scheue Gendarmensohn aus Markt am Inn hat die Welt nicht mit Löwenpranken, sondern auf sanfte Weise erobert, mit leiser Stimme, einem Lächeln und dem gelebten Glauben an den Gründer der Kirche Jesus Christus.

## Pensionierung

### AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

### Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

### Hypothek

Soll ich amortisieren?

### Steuern

Wie kann ich sparen?

### Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:  
[vzch.com/merkblatt-pensionierung](http://vzch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)





Panoramablick: Napoleon III.

## Wo Geschichte zu Geschichten wird

Wolfgang Koydl

**Simon Winder:** Herzland – Eine Reise durch Europas historische Mitte zwischen Frankreich und Deutschland. Siedler. 560 S., Fr. 42.90

Für die Schweizer bedeutete die Schlacht von Murten 1476 einen Markstein auf dem Weg zur nationalen Identität. Sie zementierte die Solidarität unter den Kantonen, und sie beseitigte eine existenzielle Gefahr für Bern, die mächtigste und reichste Stadt des Bundes.

Der rücksichtslose Burgunderherzog Karl der Kühne, der die Schweizer ein «tierisches Volk» nannte, mag sein trauriges Ende verdient haben. Doch man kann sich fragen, ob die Schweiz Europa einen Gefallen getan hat. Denn ihr Sieg besiegelte das Schicksal des Herzogtums Burgund und damit auch die Hoffnung, dass sich dauerhaft eine starke Macht zwischen jene beiden Nachbarn schieben würde, deren

Erbfeindschaft zahllose Kriege zur Folge hatte: Frankreich und Deutschland.

Das Territorium zwischen Amsterdam und dem Aargau, Calais und Colmar war ständig Schauplatz blutiger Kämpfe, aber es war eben auch immer eine blühende Region in vieler Hinsicht – Wissenschaft, Wirtschaft und Kultur. Hier schlug das Herz Europas, und es ist Simon Winder nicht hoch genug anzurechnen, dass er seine Mitteleuropa-Trilogie nach den Bänden über Deutschland («Germany, oh Germany») und Österreich («Kaisers Rumpelkammer») nun mit einem unterhaltsamen, informativen und nachdenklichen Buch über jenes schwer fassbare Zwischenreich («Herzland») abschliesst, das einst als Lotharingen aus der Erbmasse Karls des Grossen entstand.

### Pfannkuchenteig in der Papiermühle

Winder hat die Gabe, trockene Geschichte in kurzweilige Geschichten zu verwandeln, denen man auch dann noch gebannt lauscht, wenn er in gewundene Stammbäume mit viel zu vielen Ludwigs und Karls eintaucht. Er ist ein begnadeter *raconteur*, und da er die historischen Schauplätze, all die Kathedralen, Paläs-

te und Burgen, selbst bereist, erhält der Leser zum Geschichtsbuch noch einen Reiseführer dazu. Am liebsten hätte man den Autor bei seiner eigenen nächsten Reise an seiner Seite. Wahrscheinlich kennt er auch die besten Restaurants.

Winder geizt nicht mit persönlichen Urteilen. Etwa wenn er den wilhelminischen Bahnhof von Metz mit einer «um Schienen ergänzte Nibelungenhalle» vergleicht oder zum Rathaus von Calais meint, dass sich in der Architektur «neoassyrische, venezianische, byzantinische und burgundische Einflüsse mit einer kleinen Dosis LSD» vermengten. Heinrich IV. hält er für «vielleicht den einzigen französischen Monarchen, mit dem man sich gerne einmal zum Abendessen getroffen hätte». Und beim Besuch der Basler Papiermühle stellt er fest, dass Papier in flüssiger Form aussieht wie Pfannkuchenteig und daher eine «äusserst befriedigende Verbindung zwischen zwei grossen Leidenschaften meines Lebens darstellt».

Am besten liest man Winder, wenn man raschen Zugriff aufs Internet hat. Denn man kommt aus dem Googeln nicht heraus. Man will doch wissen, wie Kaiser Maximilian I. auf

Hans Baldungs Altarbildern im Freiburger Münster mit seiner «frühen Designerbrille» aussah. Man möchte den Stadtplan von Karlsruhe sehen, der Thomas Jefferson zum Grundriss der späteren Hauptstadt Washington inspirierte. Und man möchte hineinhören in Franz Liszts unbekannte «Années de pèlerinage – Suisse», die Winders Liebe zur Schweiz befügelten.

Überhaupt die Schweiz. Wer es noch nicht wusste, erfährt spätestens jetzt, an wie vielen Kreuz- und Wendepunkten europäischer Geschichte Eidgenossen präsent waren. Nicht

*Mädchen aus Neuchâtel waren so beliebt als Gouvernanten, weil sie kein revolutionäres Virus in sich trugen.*

nur bei den grossen Ereignissen, sondern auch im eher anekdotischen Bereich – und unter Berücksichtigung so mancher Klischees.

So machte sich Bern im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 anerbietig, 2000 Bürger aus dem von deutschen Truppen eingeschlossenen Strassburg in die Schweiz in Sicherheit zu bringen. Allerdings mussten die Glücklichen vorher nachweisen, dass sie über genügend Geld verfügten, um in der Schweiz für sich selbst sorgen zu können.

Mädchen aus Neuchâtel wiederum waren bei russischen Adelligen deshalb so beliebt als Gouvernanten, weil ihr Französisch als besonders rein galt und sie anders als Französinen kein revolutionäres Virus in sich trugen.

Bizarrr ist die Geschichte des Grabes von Napoleon III. Er ist im südenglischen Farnborough begraben, wo er im Exil starb. Dass der Neffe des grossen Bonaparte in britischer Erde ruht, war patriotischen Franzosen ein Dorn im Auge. Heimholen wollte ihn die junge Republik aber auch nicht. Sein Grab hätte ja zur Pilgerstätte von Monarchisten werden können. Die Lösung: Man importierte Schweizer Erde und verstreute sie unter dem Sarg. So liegt ein Bonaparte auf Schweizer Boden – was nicht ganz falsch ist: Denn Napoleon III. besass das Thurgauer Bürgerrecht.

### Unersättliche Neugier

Winders Bücher sind prallvoll von solchen Geschichten, die Geschichte schmackhaft und begreifbar machen. Seine umfassende Bildung gekoppelt mit unersättlicher Neugier erlaubt ihm einen Panoramablick: auf Literatur, Musik, Malerei, Architektur, Philosophie und Technik.

Am Ende kommt er zu dem Schluss, dass das Reich Lothars im Grunde gar nicht verschwunden ist. Schliesslich liegen alle drei «Residenzen» der Europäischen Union – Brüssel, Luxemburg und Strassburg – in Lotharingen.

## Eine Hymne auf das Ich

Deborah Ryszka

Ayn Rand: Hymne. Aus dem Englischen von Philipp Dammer. Lichtschlag. 100 S., Fr. 25.90

Die Post geht heute politisch korrekt ab. Man gilt im Mainstream schon als Staatsfeind, wenn man sich dem Genderstern verweigert. Nicht der Nationalsozialismus, nicht der Kommunismus oder sonst ein totalitäres Regime tyrannisiert seine Bürger. Es ist eine mittelmässige, banale Minderheit, das ideologische Wir. *Cancel culture* verdeutlicht das ganze Ausmass des mediokren Aktivismus.

Daher lohnt es sich, Ayn Rands «Hymne» aus dem Bücherregal zu nehmen. Das knapp hundertseitige Buch aus dem Jahr 1937 ist, im wahrsten Sinne des Wortes, eine Hymne an das Individuum. Und Rand wusste, wovon sie sprach. Schliesslich erlebte sie die Zeit der Bolschewiki am eigenen Leib – und was es bedeutete, sich der Gruppe unterordnen zu müssen. Sie verliess ihre Heimat 1926, ging in die USA und verteidigte als prominente Figur in ihrer Wahlheimat mit allen Mitteln die Freiheit des Einzelnen.

### Dystopische Luft

«Hymne» ist Pflichtlektüre nicht nur für jene, die nach Veggie-Day, Flugverbot und Frauenquote lechzen. Denn Rand schildert fulminant die bedrohlichen Gefahren solch einer Gruppendiktatur. Sie schafft es, den Leser direkt in diese Welt der Gruppentyrannei zu entführen – eine Welt ohne Ich. Die Menschen sind überwiegend mutlos, kampfflos, kopfflos. Es sind Konformisten, Mitläufer, Jasager. Eben sie halten jenes elende Leben am Laufen.

Rand zwingt den Leser förmlich, diese dystopische Luft einzuatmen. Hierbei bedient sie

sich eines phänomenalen stilistischen Tricks. Der Ich-Erzähler denkt und spricht anfangs über sich nicht in der ersten Person Singular, sondern in der ersten Person Plural. Das beginnt schon mit der Selbstvorstellung: «Unser Name ist Gleichheit 7-2421», «Wir sind sechs Fuss gross». Gleichheit 7-2421 ist aber offensichtlich anders als die anderen «wir». Dieses «wir» spürt in sich eine «verbotene» Kraft: Wir wollen (er will) lieben und lernen, mit einem Wort, wir wollen (er will) frei sein. Doch die Gesellschaftsordnung verwehrt uns (ihm) dies. «Sie existieren nur, um dem Staat zu dienen. Sie wurden empfangen in Paarungsheimen. Sie starben im Haus der Nutzlosen.»

Dieses trostlose und fremdbestimmte Leben lebt Gleichheit 7-2421. Aufstehen, arbeiten, schlafen. «Die Schafsäle sind weiss und sauber und leer, bis auf einhundert Betten.» Es verwundert nicht, dass in dieser aseptischen, menschenfeindlichen Umgebung die Stimme der Freiheit aufkeimt. Die zarten Sprossen der Liebe zu Freiheit 5-3000 tun ihr Übriges.

So kommt es, dass Gleichheit 7-2421, getrieben von Wissbegier und Liebe, das Grundgefühl der Angst überwindet und den Mut fasst, nach den Früchten der Freiheit zu greifen. Gemeinsam mit Freiheit 5-3000 löst er das Ticket in die individuelle Freiheit. Doch der

*Pflichtlektüre nicht nur für jene, die nach Veggie-Day, Flugverbot und Frauenquote lechzen.*

Preis ist hoch: Beide müssen das Altbekannte, das Gewohnte, die Heimat verlassen. Das erfordert Mut, wird aber auch belohnt. Sie lesen, lachen, lieben. Sie fangen eigenständig an zu wollen und zu wünschen, zu denken und zu hinterfragen. Sie werden «ich».

Obschon «Hymne» kein schriftstellerisches Glanzstück darstellt, versteht es Rand grandios, die Schattenseite der Herdenmentalität zu veranschaulichen. Gleiches gilt für ihre Beschreibung des Emanzipationsprozesses der beiden Figuren. Von der Flucht aus der Gruppentyrannei über die Fähigkeit zu lieben bis zum Aussprechen des Wortes «ich».

«Hymne» ist ein leidenschaftlicher Appell an den Individualismus und zeigt brillant, dass nur dieser dem Menschen die Möglichkeit bietet, frei und somit Mensch sein zu können. Wie der Protagonist weiss: ««Wir» ist das Wort, mit dem die Schlechten die Tugend der Guten stehlen, mit dem die Schwachen die Kraft der Starken stehlen, mit dem die Narren die Weisheit der Klugen stehlen.» Eben diese, unsere individuelle Freiheit wird durch Genderstern, Frauenquote und *cancel culture* bedroht. China ist uns geistig näher, als viele meinen. Zeit, sich zu fragen: Sollten wir nicht endlich mit dem Umdenken anfangen?





Medizinisches Standardwerk: Spital-Serie «Gray's Anatomy».

## Ode an das Wissenschaftsbuch

Rolf Hürzeler

**Brian Clegg:** Bücher, die die Welt veränderten. Aus dem Englischen von Susanne Schmidt-Wussow. Haupt. 272 S., Fr. 45.90

Der Chirurg glaubte an die Medizin und verstarb. Das ist das Schicksal von Henry Gray, dem Verfasser des wohl berühmtesten Werks der modernen Humanmedizin. Unter dem Titel «Anatomy» beschrieb er im 19. Jahrhundert den menschlichen Körper nach wissenschaftlich überprüfbareren Kriterien. Das Buch «Gray's Anatomy» und dessen überarbeitete Neuauflagen galten für Generationen von angelsächsischen Ärzten als Standardwerk. Der Titel ist heute einem breiten Publikum dank der amerikanischen Fernsehserie präsent.

Gray selbst erlebte die Erstaussage seines Werks nicht. Er starb im Sommer 1861 mit 34 Jahren an einer Pockenerkrankung, nachdem er sich intensiv um einen jungen Patienten, seinen Neffen, gekümmert hatte. Zwar liess sich Gray gegen die Krankheit impfen, aber offenkundig mit einer wirkungslosen Substanz.

An dieses Schicksal erinnert der britische Wissenschaftspublizist Brian Clegg in seinem Werk «Bücher, die die Welt veränderten». Er bietet darin eine Übersicht der wichtigsten naturwissenschaftlichen Veröffentlichungen von der griechischen Antike bis zur Gegenwart. Das Buch ist eine Ode an die Verfasser von Werken, deren Gedanken die Welt prägten. Sie reicht von den mathematischen Berechnungen

des Archimedes bis zu unbekannteren Büchern wie dem «Hässlichen Universum» der deutschen Physikerin Sabine Hossenfelder von 2018, die zeigt, wie hartnäckig Wissenschaftler an Fehlschlüssen festhalten, «weil etwa Physiker auch nur Menschen sind».

### Darwins Missverständnis

Wichtige Bücher entstehen aus anderen guten Büchern. Clegg belegt anschaulich, wie sich neue naturwissenschaftliche Erkenntnisse stets aus früheren Einsichten herleiten lassen. So konnte sich der junge Gray auf die Arbeiten seines Landsmanns William Harvey (1578–1657) stützen, der als Erster den menschlichen Blutkreislauf medizinisch beschrieben hatte: «Bislang war dem Herzen überwiegend eine eher spirituelle als physische Rolle zugeschrieben worden, doch Harvey identifizierte es eindeutig als Pumpe, die den Blutfluss in Gang bringt.»

Autoren anderer bahnbrechender Bücher sind heute in Vergessenheit geraten, obwohl ihre Erkenntnisse wegweisend waren. Zu ihnen gehört der Franzose Antoine Laurent de Lavoisier, der in seinem 1789 veröffentlichten Buch «Traité élémentaire de chimie, présenté dans un ordre nouveau et d'après des découvertes modernes» die Grundlagen der Chemie lieferte, wie wir sie heute kennen. Clegg vergleicht dessen Leistung mit der botanischen und zoologischen Systematik des Schweden Carl von Linné. Lavoisier erkannte als Erster die Bedeutung des Sauerstoffs beim Verbrennungsprozess. Zuvor setzte die Wissenschaft auf das sogenannte Phlogiston, eine hypothetische Substanz, die entflammbare Körper angeblich enthielten: «Lavoisier sah Sauerstoff als eigenständiges Element, das im

Verbrennungsvorgang mit anderen Elementen Verbindungen einging.» Der Adlige passte indes schlecht in seine Zeit, zumal er sich die Feindschaft des Revolutionärs und Arztes Jean Paul Marat zuzog. Lavoisier starb nach einem kurzen Schauprozess im Frühjahr 1794 unter der Guillotine.

Clegg demontiert auch lustvoll wissenschaftsgeschichtliche Grössen wie Charles Darwin. Dessen Bestseller «Über die Entstehung der Arten im Tier- und Pflanzenreich durch natürliche Züchtung» bezeichnet Clegg als das «wahrscheinlich bekannteste Wissenschaftsbuch, das je geschrieben wurde». Denn Darwin hatte als einer der Ersten verstanden, dass die Anpassung von Lebewesen an natürliche Ge-

*Viele Autoren bahnbrechender Bücher sind in Vergessenheit geraten, obwohl sie wegweisend waren.*

gebenheiten entscheidende Überlebensvorteile verschafft. Allerdings war er überzeugt, dass intellektuelle Erkenntnisse wie diese geschlechtsspezifisch waren – eine im 19. Jahrhundert weitverbreitete Auffassung. So schrieb Darwin in seinem Buch «The Descent of Man» («Die Abstammung des Menschen»): «Wenn eine Liste mit den ausgezeichnetsten Männern und eine zweite mit den ausgezeichnetsten Frauen in Poesie, Malerei, Skulptur [...] der Geschichte, Wissenschaft und Philosophie [...] geschrieben würde, so würden die beiden Listen keinen Vergleich miteinander aushalten.»

Auch die Leistungen des weitherum anerkannten Stephen Hawking stellt Clegg in Frage. Sein wichtigstes Buch, «Eine kurze Ge-

schichte der Zeit», sei das am meisten verkaufte Werk, das am wenigsten gelesen werde – mit hin ein grossartiger Marketing-Erfolg also: «Der berühmte britische Physiker arbeitete an höchst esoterischen Aspekten schwarzer Löcher und der Kosmologie, doch mit seiner Persönlichkeit und dem Umgang mit seiner belastenden Erkrankung eroberte er die Herzen des Publikums.» Denn trotz dem eingängigen Titel verrate Hawking nur sehr wenig über die Zeit an sich: Leser würden spätestens dann diese Lektüre weglegen, wenn Hawking «zum relativistischen Konzept der Lichtkegel kommt, die mehr verwirren können als erklären».

## Bewegte Zeiten im Banat

*Oliver vom Hove*

Iris Wolff: Die Unschärfe der Welt.  
Klett-Cotta. 216 S., Fr. 29.90

Mit einer dramatischen Schlittenfahrt in heftigem Schneetreiben beginnt das Buch – und hört mit dem friedvollen Bild einer Schneeschmelze auf. Dazwischen verstreichen Jahrzehnte, in denen sich das Leben von vier Generationen in heftigen Zeitsprüngen vor dem Leser ausbreitet. Selten ist in einem Roman auf so schmalen Raum mit derart betörender poetischer Kraft eine Familiengeschichte erzählt worden, in der sich das Schicksal einer ganzen Volksgruppe spiegelt.

Es geht um die deutschsprachige Minderheit in Rumänien, die seit Jahrhunderten im Banat und in Siebenbürgen ansässig war und zuletzt vom Ceausescu-Regime als Faustpfand staatlicher Willkür und Erpressung missbraucht wurde. Dies ist der stets durchschimmernde Untergrund für eine eng mit einer Handvoll Figuren verbundene Geschichte, in deren Mittelpunkt ein Pfarrhaus in den Südkarpaten nahe dem Fluss Marosch steht.

Die Gegend ist rau und unnahbar. «Es gab das Grau des Himmels. Den Fluss und die Weiden. Die weite Ebene und die Einsamkeit. Es gab den Rand und die Mitte. Das Ja und das Nein. Die Ungewissheit. Und doch, dachte Florentine, lässt dich diese Landschaft, wie du bist.» Florentine ist eine junge Frau aus der Stadt, die den Heiratsantrag eines gleichaltrigen Pfarrers angenommen und nun, nach einer halbrecherischen Fahrt durch Schnee und Eis, ein Kind geboren hat.

Der Knabe Samuel zeigt Eigensinn. Lange Zeit spricht er kein Wort. Am Wasser der Marosch spielen die Kinder, die Sprachen des Landes, Rumänisch, Slowakisch, Deutsch, Ungarisch, schwirren durcheinander. Aus Wasser wird Schnee – nach vier Jahren ist plötzlich das erste

Wort des schweigsamen Knaben da: «Zapada», der rumänische Ausdruck für Schnee.

Schnee und Wasser sind nicht die einzigen Motive, die Wolffs Erzählstränge durchziehen. Auch Vertrauen und Verrat erzeugen als gegensätzliche Pole eine Spannung, die das Leben der deutschen Minderheit zuweilen bis zum Zerreißen erfüllt. Das bukolische Dasein wird dann jäh gestört: Da sind die Sommergäste aus der DDR, zwei gleichgeschlechtlich gesinnte Lehramtsstudenten, die auf ihrem Trip ans Schwarze Meer auf dem Pfarrhof haltmachen. Da ist der slowakische Nachbar, der hinter dem Besuch eine politische Verschwörung vermutet und den Pfarrer bei der Securitate anschwärzt. Und da sind die Büttel von Ceausescu Geheimdienst, die den Geistlichen ins Verhör zwingen: «Es gab eine Logik ohne Argumente. Es gab eine Logik der Nacht. Eine Logik der Verlassenheit. Eine Logik der Schläge.» Trotz alledem sucht der mutige Kirchenmann in seiner Gemeinde mit verschlüsselten Bibeltexten den Widerstand wachzuhalten. Im Übrigen sei, so predigt er, «unbesiegbar, wer nicht gewinnen wolle, seinen Willen dem Gottes anheim gab».

### Wie die Strömung der Marosch

Sein Sohn Samuel bringt, erwachsen geworden, so viel Langmut nicht auf. Mit einem Freund gelingt ihm in einem geliehenen Kleinflugzeug die Flucht in den Westen. Doch die Sehnsucht nach der zurückgelassenen Geliebten zehrt an ihm. Als in Deutschland die ersten Nachrichten vom Fall des Eisernen Vorhangs eintreffen, sinnt er auf Rückkehr. Mit Hilfe des Ostdeutschen Bene, der vor Jahren auf dem elterlichen Pfarrhof zu Gast war, wird der Plan geschmiedet. Nach langer nächtlicher Autofahrt treffen die beiden just zu jenem Zeitpunkt in Rumänien ein, da der Diktatur des despotischen *conductor* der Garraus gemacht wird.

«Die Erinnerung ist ein Raum mit wandern den Türen», schreibt Iris Wolff. Der Satz enthält ihr Erzählprinzip. Die Autorin, 1977 in Hermannstadt geboren, kennt Land und Leute, von denen sie berichtet. Bis zur Flucht mit ihren Eltern 1985 ist sie im Banat und in Siebenbürgen aufgewachsen.

Ihren vierten Roman erzählt sie wie die Strömung der Marosch: ausgreifend und kraftvoll, zuweilen einen Seitenarm mitnehmend, mit ruhigem Wellenschlag, doch zielstrebig voranfliessend. Für ihren magischen Realismus hat sie eine überzeugende Form gefunden, die Zeitebenen durch Figuren- und Perspektivenwechsel eng miteinander zu verbinden. Viele ihrer bildkräftigen Sätze prägen sich nachhaltig ein. Das jüngste Mitglied der Familie aus dem Banat lernt, bereits in Deutschland, das Zauberhandwerk. Das beherrscht auch die Autorin meisterlich: einzig mit der Magie ihrer Sprache.

## Die Sprache Menu Surprise

Es soll ja Leute geben, die denken dauernd ans Essen. Hören sie «Berliner», tauchen vor ihren Augen die köstlichen, mit Konfitüre gefüllten Krapfen auf, die in Berlin einfach Pfannkuchen heissen, aber offenbar dort erfunden wurden. Die Burger, die Hamburger, sind wahrscheinlich über Hamburger Auswanderer in die Vereinigten Staaten gelangt. Spaghetti bolognese sind zwar nach der italienischen Stadt benannt, man bestellt in Bologna aber besser Ragù alla bolognese. Man verlangt ja auf Hawaii auch keinen Toast Hawaii.

Die Wienerli, die Wiener Würstchen, sind nach Wien benannt, heissen dort aber Frankfurter. Lyon hat der Brühwurst Lyoner den Namen gegeben, sie wird dort aber Cervelas genannt. Parmaschinken kommt aus der Provinz Parma und heisst auch dort so (Prosciutto di Parma). Vegetarier bevorzugen vielleicht Brüsseler (Chicorée) oder Leipziger Allerlei, ein Gemüsegericht.

Etliche Käsesorten sind mit Orten oder Regionen verbunden, zum Beispiel Appenzeller, Emmentaler, Gruyère, Tilsiter (verdankt seinen Namen der Stadt Tilsit, heute Sowjetsk, Russland), Brie, Camembert, Edamer. Ein Schlückchen Portwein (nach der Stadt Porto benannt) dazu empfiehlt sich. Als Mineralwasser kommen Adelbodner, Henniez, Passugger oder Rhäzünser in Frage.

Mailänderli, die Weihnachtsguetzli, haben wahrscheinlich mit Mailand, Florentiner aber nichts mit Florenz zu tun. Gesichert ist immerhin, dass ein junger Luxemburger Konditor die Luxemburgerli erfunden hat. Wahrscheinlich, aber nicht ganz gesichert ist, dass die österreichische Stadt Linz der Linzer Torte ihren Namen geliehen hat. Ernst von Wildenbruch hat ihr mit einem Gedicht gehuldigt. Die Schlusszeilen: «Was sind aller Dichter Worte / Gegen eine Linzer Torte!» Und die Meringues, haben sie ihren Namen wirklich von Meiringen im Berner Oberland? Mag sein, beweisen lässt es sich nicht, wie auf der Internetseite [patrimoineculinaire.ch](http://patrimoineculinaire.ch) nachzulesen ist. Was in Schweden die Prinzessintorte, ist bei uns die Schwedentorte. Zum Schluss gönnen wir uns einen Coupe Dänemark.

Max Wey

# «Als wollt's die ganze Welt satt machen»

Marktführer Netflix kämpft gegen immer mehr Konkurrenz. Das geht auf Kosten der Qualität.

Wolfram Knorr

Netflix: Online-Streaming-Dienst für Filme und Serien. [www.netflix.com](http://www.netflix.com)

**B**eth Harmon ist Waise, minderjährig – und ein Star der Schachwelt. Während eines Interviews bekennt sie: «Das Brett fiel mir zuerst auf.» – «Das Brett?» – «Es ist eine ganze Welt mit nur 64 Feldern. Ich fühle mich sicher darauf. Ich kann es kontrollieren und beherrschen. Es ist vorhersehbar.»

Das Kontrollieren und Beherrschen hat Beth Harmon (Anya Taylor-Joy), Heldin der erfolgreichen Serie «The Queen's Gambit», mit dem Unternehmen gemein, das die Miniserie produzierte: Netflix, der Noch-Marktführer unter den Streaming-Diensten. Nichts wird dort dem Zufall überlassen. Statt mit Springern, Türmen, Läufern beherrscht Netflix das weite Feld der Zerstreuung mit Algorithmen. Das Unternehmen erfasst die Kunden, die Filme – und mit den Filmen die Drehbücher, Charaktere, Schauplätze. Damit werden die «persönlichen Kundenprofile» errechnet; nur lässt sich menschliches Verhalten nicht mit Algorithmen modellieren, das ist das Problem der Zahlenmystik: Die «Profile» sind Makulatur.

## Von der TV- zur Kinoästhetik

Dafür «verwöhnt» der Marktführer seine Abonnenten meistens mit kompletten Serienstaffeln und nicht häppchenweise mit einer Folge pro Woche wie die Konkurrenz (was frustrierend ist). Zu den synchronisierten Fassungen gibt es immer auch die originalen, mit und ohne Untertitel. Und dass renommierte Cineasten wie Martin Scorsese («The Irishman»), David Fincher («Mank»), Alfonso Cuarón («Roma»), George Clooney («Midnight Sky») und andere bei Netflix produzieren («Wir greifen nicht in die künstlerische Gestaltung ein»), Oscars, Emmys und Golden Globes abgreifen, ist prächtig fürs Image und lässt den Supermarkt Netflix als Wohltäter des darbanden Kinogewerbes erscheinen.

Dass Netflix längst auch in Europa, Asien und Lateinamerika produzieren lässt, verführt

verständlicherweise so manchen Regisseur aus kargen Filmnationen, das Geld des Streaming-Diensts anzunehmen. Alles also unter Kontrolle? Doch Netflix ist mit seinen 192 Millionen Abonnenten längst nicht mehr allein. Immer mehr Dienste – von Sky, Amazon und Apple TV über Maxdom und Prime Video bis zu Disney («Mach dich bereit für mehr») – streamen auf Teufel komm raus. Grimms Märchen vom «Süssen Brei», wo das Töpfchen kocht und kocht und der Brei überläuft, «als wollt's die ganze Welt satt machen», ist dabei, Wirklichkeit zu werden.

2010 startete Netflix aus dem verschlafenen kalifornischen Los Gatos hoffnungsfroh mit den Serien «House of Cards» und «Orange Is the New Black». Die Resonanz war positiv, es folgten Highlights wie «Stranger Things», «Black Mirror», «Mindhunter» oder «Ozark», und so diente das grosse Medienecho als Treibstoff für den raketartigen Aufstieg. Damit der nicht nachlässt und man sich gegen die Konkurrenz behauptet, braucht es immer mehr Stoff, immer mehr Filme und Serien. Masse ersetzt die Klasse: Für 2021 hat Netflix siebzig neue Filme angekündigt! Vorbei die Zeiten, als der Bezahlsender HBO (Home Box Office)

*Alle «corsetages», die zu «Bonanza»-Zeiten üblich waren, wurden dem Trödel übergeben.*

Ende der 1990er Jahre an TV-Serien wie «Oz» (1997–2003), «The Sopranos» (1999–2007) und «The Wire» (2002–2008) herumbosselte, einen Paradigmenwechsel der TV-Serien-Kultur einläutete und, noch ohne an Profit zu denken, experimentieren durfte. Alle *corsetages*, die zu «Bonanza»-Zeiten üblich waren, wurden dem Trödel übergeben.

Die Serienrevoluzzer Tom Fontana («Oz»), David Chase («Sopranos») und David Simon («The Wire») räumten mit Sprache, Verhalten und der steifen Optik auf. Kinoästhetik statt TV-Ästhetik, dazu Gewalt, Sexszenen, Flüche – aber immer eingebettet in hochqualifiziertes Erzäh-



Der Heuhaufen wächst: Netflix-Serien

len – wurden zum HBO-Markenzeichen. Statt abgeschlossene Folgen aneinanderzureihen, kam das fortlaufende Erzählen, das Spiel mit Cliffhangern und einer ausgefeilten Erzähl-dramaturgie – damit der Zuschauer hängenbleibt wie das Insekt am Honig. Die grossen Romanciers des 19. Jahrhunderts, Hugo, Balzac, Zola, Dumas und Dickens, dienten als Vorbild. «Auf der Flucht» («The Fugitive», 1963–1967) von Roy Huggins, inspiriert von Victor Hugos «Les Misérables», war ein früher Versuch: Dr. Kimble, des Mordes an seiner Frau verdächtigt, wird gnadenlos von Gerard, der ihn für schuldig hält, verfolgt. Jede Folge zwar noch in sich abgeschlossen, aber das Fortsetzungsprinzip war in Ansätzen bereits vorhanden.

«Twin Peaks» (1990–1991) von David Lynch und Mark Frost und die rabiate Krankenhausserie «Emergency Room» von Michael Crichton (1994–2009) brachen als Erste das eingerostete Konzept auf. Die eine Serie mit Rätseleien, die andere mit der Entstaubung des Arzt-Genres, und die HBO-Avantgarde machte Tabula rasa mit dem Rückgrat aller Serien: der Familie. War diese einst eine unantastbare, homogene Sippe



«The Queen's Gambit», «Bridgerton», «Midnight Sky», «Lupin».

(«Die Leute von der Shiloh Ranch»), wurde sie von den «Sopranos», einer Mafafamilie, wie eine Weihnachtsgans genüsslich zerlegt. Alan Balls Bestattungsfamilie «Six Feet Under» (2001–2005) trug sie mit makabrem Witz zu Grabe. Alles noch von HBO; erst mit Vince Gilligans «Breaking Bad» (2008–2013) meldete sich auf hohem Niveau die Konkurrenz. Bis in die Mitte der 2010er Jahre dauerte die Hochzeit mit weiteren und erstaunlich langlebigen Prunkstücken («Mad Men», 2007–2015).

Netflix hielt den Standard («House of Cards»), bis die explodierende Abonnentenzahl nach mehr Augenfutter gierte. Das erzwang geradezu eine Qualitätssenkung hin zu einer «goldenen Mitte», um «mehrheitsfähig» zu bleiben. So vollzog Netflix, was Hollywood seit Ewigkeiten praktiziert: mittelmässige Geschichten in opulente Kulissen zu stecken und sie mit professioneller Routine nach immer gleicher Norm zu bauen. Und weil sich die Filme gleichen wie ein Ei dem anderen, erhält sich die Illusion von Qualität. Die verschiedenen Kulissen, in denen sie ausgebrütet werden, lassen sie noch abwechslungsreich erscheinen.

Diesem Fertigbaukonzept entspricht Netflix zunehmend. Etwa bei jenen Serien über Familien und ihre zwielichtigen Geschäfte, angesiedelt in tropischen oder sonnigen, südländischen Regionen: «Monarca», «Queen of South», «La linea» und «Bloodline» in Mexiko, Spanien, Florida, Brasilien – egal, es wuchert schwerblütig die Exotik zwischen familiären Intrigen, Affären, Hinterhältigkeiten. Töchter rebellieren gegen Väter mit heimlichen Affären, koksende Söhne verbünden sich mit frustrierten Müttern, Enkel nehmen Reissaus oder werden gekidnappt. Alles Baukastenfiguren, immer neu zu arrangieren. Hazien, Schlösser, Luxusappartements sind für die Spannung Schlangengruben, aber immer fotogenes, touristisch animierendes Idyll. Die kraftvollen, feudal-erogenen Libertinage-Bilder von parfümierter Stofflichkeit: Märchen für Erwachsene eben.

Am beliebtesten aber bleibt die Nostalgie, egal, welches Genre sich damit kostümiert. Denn bei ihr ist die Requisite König. In «The Queen's Gambit» aalt sich die Requisite durch die fünfziger und sechziger Jahre, in «Bridgerton», einem

Hype mit inzwischen 82 Millionen Streamern, darf die Regency-Zeit Urständ feiern. Erzählmässig geht's auch um Familien und Intrigen, in Wahrheit aber nur um Defilees von Reifröcken, edlen Borten, glitzernden Litzen, zierlichen Schnallen, seidengewandeten Komtessen mit tiefen Décolletés, süssen Prinzessinnen und knackigen Herrenreitern. Dass sich dazwischen schwarze Edeldamen tummeln, ist historischer Quatsch, aber Minderheitenpflicht. So schaukeln und hüpfen Herzschmerz und Intrigen in der Netflix-Welt wie leichte Boote in einer Brise, und man schaut, als sässe man behaglich in einem Hafencafé, entspannt dabei zu.

### Warum weiterschauen?

Aber keine Regel ohne Ausnahme: Im wuchernden Angebot lagern durchaus Perlen; sie zu finden, wird aber schwieriger. Man braucht Zeit, und das netflixsche «Persönlichkeitsprofil» ist

*Es wuchert schwerblütig die Exotik zwischen familiären Intrigen, Affären, Hinterhältigkeiten.*

eben gar nicht hilfreich. Da steht in der Leiste: «Mit dem Profil weiterschauen». Jene Filme, in die ich mal reinguckte, die ich aber fallenliess? Warum die weiterschauen, statt auf neue aufmerksam gemacht zu werden, wie zum Beispiel auf «Lupin»? Die originelle Variante des Meisterdiebs Arsène Lupin, mit Frankreichs neuem Komikstar Omar Sy («The Intouchables») in der Hauptrolle («Ich bin zwar da, aber man sieht mich nicht»).

Eine Entdeckung ist «The White Tiger», nach einem indischen Schelmenroman. Das radikale Gegenteil von Bollywood-Schmalz und Arthouse-Kunst über indisches Sozialelend. «Unserer Nation fehlen zwar Trinkwasser», erklärt zu Beginn der Held aus dem Off, «Strom, Kanalisation, öffentlicher Verkehr, Sinn für Hygiene, Disziplin, Anstand oder Pünktlichkeit, dafür haben wir viele grosse Unternehmen.» Es gibt sie noch, die Stecknadeln, aber der Heuhaufen, in dem sie liegen, wird immer grösser.



## Film

# Was ist ein Diener ohne Herr?

Daniel Weber

The White Tiger (USA 2021)

Regie: Ramin Bahrani. Mit Adarsh Gourav, Rajkummar Rao, Priyanka Chopra. Netflix.

Balram, ein erfolgreicher junger Geschäftsmann in Bangalore, schreibt dem chinesischen Ministerpräsidenten, dessen Besuch Indien erwartet, eine E-Mail. Um ihm anhand seiner Lebensgeschichte «die Wahrheit über Indien» zu schildern. Und um seine Überzeugung zu bekräftigen: «Die Zukunft gehört dem gelben und dem braunen Mann.» Souverän, witzig, sarkastisch auch kommentiert Balram aus dem Off seinen Aufstieg, den der Film erzählt.

Balram wächst in einem armen Dorf auf. Zwei Tagesmärsche ist das Spital entfernt, in das er seinen todkranken Vater bringt, und dann gibt es dort keinen Arzt. Die Grossmutter hat die Familie eisern im Griff – obwohl Balram intelligent ist, nimmt sie ihn aus der Schule und zwingt ihn zur Arbeit in ihrem *tea shop*. Aber er nutzt die einzige Chance, die sich ihm bietet: Er ergattert einen Job als Fahrer bei der Familie des Grundbesitzers, der die Bewohner von Balrams Dorf wie ein Feudalherr ausbeutet.

Der 45-jährige Regisseur Ramin Bahrani, ein iranischstämmiger New Yorker, hat sich in seinen Filmen («Man Push Cart», «Chop Shop») immer auf die Seite der Underdogs geschlagen, für die der amerikanische Traum sich nicht erfüllt. Seine Verfilmung des Romans «The White Tiger» von Aravind Adiga führt ihn in ein Land haarsträubender sozialer Gegensätze. Aber «The White Tiger» ist kein sozialkritischer Film im üblichen Sinn, Bahrani hat einen gnadenlosen Humor. «The White Tiger» ist eine grimmige Satire, energiegeladen und temporeich, durchsetzt mit effektvollen Zeitlupensequenzen. Eine Satire, die vor dem Tragischen und Hässlichen nicht zurückschreckt.

Balram erweist sich als musterhafter Diener: Er massiert dem Patriarchen die Beine, klopft klaglos Teppiche, schläft auf dem Boden, verzichtet aus Dankbarkeit auf die Hälfte des kärglichen Lohns. Aber er ist auch ein Schlitzohr. Er zögert keinen Moment, den langjährigen ersten Fahrer der Familie als Muslim zu denunzieren, um seine Stelle zu erhalten. («Gibt es einen grösseren Hass auf der Welt als den des zweiten Dieners auf den ersten?», kommentiert Balram.) So wird er zum Fahrer Ashoks, des in den USA ausgebildeten Sohns des Patriarchen, der mit seiner amerikanisch-indischen Frau Pinky in die Heimat zurückgekommen ist.

Das sympathische Paar verkörpert das moderne, «westliche», fortschrittliche Indien jen-



Das moderne Paar und sein Diener: Rajkummar Rao, Priyanka Chopra, Adarsh Gourav (v. l.).

seits von Tradition und Kastendenken – anders als Ashoks Vater und Bruder, die als brutale Machtmenschen keine Skrupel kennen. Aber Ashoks Kumpelhaftigkeit gegenüber dem treuerzigen, stets beflissenen Balram – «Nenn mich Ashok, nicht Sir, wir sind Freunde!» – ist letztlich genauso eine Form der Herablassung

*«Gibt es einen grösseren Hass auf der Welt als den des zweiten Dieners auf den ersten?»*

wie Pinkys eindringliche Ermahnung, er müsse sich von seiner Dienerexistenz emanzipieren. Während das Paar sich in Delhi in seinem Luxusappartement verliert, haust Balram, wie die anderen Fahrer, in einem stinkenden Verschlag in der Tiefgarage, immer auf Abruf.

In diesem Figurendreieck entfaltet der Film seine geballte emotionale Kraft. Balram fasst die Beziehung im Rückblick in den Satz: «Hassen wir Diener unsere Herren hinter einer Fassade der Liebe, oder lieben wir sie hinter einer Fassade des Hasses?» Der 26-jährige Sänger Adarsh Gourav spielt in diesem Film seine erste Hauptrolle. Er verkörpert Balrams Ambivalenz schlicht um-

werfend – im Drama der Blicke und Gesten, das Bahrani subtil einfängt, fällt er in keinem Moment ab gegen die Bollywoodstars Rajkummar Rao (Ashok) und Priyanka Chopra (Pinky).

Nach einem schrecklichen Autounfall – Balram wird genötigt, die Schuld daran auf sich zu nehmen – verdüstert sich der Film zusehends. Während Balram seinen Herrn Ashok, der mit seiner roten Tasche voller Bestechungsgeld bei korrupten Politikern die Runde macht, durch Delhi fährt, reihen sich draussen die Armen aneinander, die elendiglich auf der Strasse leben. Kann Balram bestenfalls darauf hoffen, dereinst eine Hütte im Slum zu besitzen? In einer verstörenden Szene steigert sich der frustrierte Diener in einen Wutanfall, als eine alte Bettlerin ihn bedrängt. Und kommt zu der zornigen Einsicht: «Wer im Hühnerkäfig geboren ist, hat nicht die Wahl, gut zu sein.»

Als Balram noch zur Schule ging, prophezeite der Lehrer dem aufgeweckten Buben, er sei ein weisser Tiger – eine Seltenheit, die es nur einmal in einer Generation gibt. Schliesslich entkommt Balram tatsächlich der Dunkelheit der Armut und kann stolz sagen: «Ich lebe jetzt im Licht.» Aber seine Befreiung hat ihren Preis: Sie führt über eine Leiche.



## Kunstmarkt Krise? Welche Krise? Mark van Huisseling

Dirk Boll: Was ist diesmal anders?  
Wirtschaftskrisen und die neuen Kunstmärkte.  
Hatje Cantz. 256 S., Fr. 23.90

Die vier gefährlichsten Worte für Anleger, sagt man, seien: «Diesmal ist es anders.» Weil, das zeigen schmerzvolle oder wenigstens teure Erfahrungen aus der Vergangenheit, es eben nicht anders ist, auch diesmal nicht. Dennoch kommt Dirk Boll – Präsident von Christie's für Europa, den Mittleren Osten, Russland sowie Indien – zum Schluss, diesmal sei's anders. Es geht in seinem neuen Buch um bisherige Krisen sowie den gegenwärtigen pandemiebedingten Nachfragerückgang auf dem Kunstmarkt.

Der 50-jährige Deutsche ist nicht bloss ein Viel- und Schnellschreiber/-denker, Autor zahlreicher Bücher und Kolumnist der *Handelszeitung* sowie studierter Jurist, sondern auch ein hoher Mitarbeiter eines der beiden grossen

Auktionshäuser – also von Berufs wegen zuversichtlich. Wer mit Auktionatoren und/oder Galeristen zu tun hat, weiss, dass einem diese in der Regel erzählen, die Geschäfte liefen brillant («robuste Nachfrage» oder «works are flying off the wall»), heisst es dann).

### Wichtige Superreiche

Zuerst beschreibt Boll, der eine Zeitlang Christie's-Chef in Zürich war (ich bin mit ihm bekannt), die Markteinbrüche der Jahre 1990, 2001 und 2009; es handelte sich dabei um den Absturz nach dem Boom der 1980er Jahre, das Platzen der *dot-com bubble* (erste Internetfirmen-Blase) sowie die Finanzkrise. Verschärfend zur zweiten Baisse kam hinzu, dass damals ein illegales Kartell von Sotheby's und Christie's zugunsten ihrer Margen beziehungsweise zum Schaden ihrer Kunden aufgedeckt wurde, worauf eine «beispiellose Vertrauenskrise» folgte, wie Boll festhält, der streng über seinen Arbeitgeber urteilt.

Zum Zusammenhang zwischen Makroökonomie und Kunstmarkt hält er in dem gutrecherchierten (leider weniger gut lektorierten) Buch fest: Zwar habe die Internationalisierung beziehungsweise Globalisierung ungefähr ab der Jahrtausendwende neue Sammlerinnen und Sammler gebracht sowie Kunstwerke zu Investitionsobjekten gemacht – was die Preise stark steigen liess. Aber das führte die Kunstmärkte auch in stärkere Abhängigkeiten von der wirtschaftlichen Entwicklung. Boll nennt dies einen Rückkopplungseffekt: Aus Wirtschaftskrisen wurden Kunstmarktkrisen, weshalb man feststellen müsse, dass die Kunstmärkte ungefähr alle zehn Jahre von einer grösseren Krise erfasst worden seien.

Womit er in der Gegenwart angelangt wäre, in der ihm die Corona-Auswirkungen als «fundamentaler Umbruch etablierter Verhältnisse in der Kunstwelt» erscheinen. Denn er erklärt diese nicht als eine «verdiente Strafe für übertriebene Gier der Marktteilnehmer» wie früher, sondern als «eine neue



„Mein Mann macht nicht gern viele Worte...!“

Welt für alle, die sich mit Kunst befassen». Die gute Nachricht respektive Unterzeile des entsprechenden Kapitels: «Schöne neue digitale Welt». Mit anderen Worten: Das wunderbare weltweite WWW wird's richten.

Um fair zu bleiben: Ganz so einfach macht Boll es sich dann doch nicht. Stattdessen schaut er das Gebiet genauer an. Und er stösst während seines *field trip* auf Technologieunternehmer, die als Superreiche für

*Für die Zukunft der Marke  
Art Basel beispielsweise ist Boll  
wenig zuversichtlich.*

den Kunstmarkt wichtig seien. Der Luxusbranche helfe es, dass diese 0,1 Prozent in den vergangenen dreissig Jahren ihren Anteil am Weltvermögen mehr als verdreifacht hätten. «So könnte 2020 sich mittelfristig als die erste Krise erweisen, aus der ganz junge Kunst gestärkt hervorging: Man darf davon ausgehen, dass der Bereich der zeitgenössischen Kunst weniger leiden wird, als man gedacht hat.» Denn die erwähnten superreichen Technologieunternehmer haben eine Vorliebe für ebendiese Kunstrichtung.

### Glück für Künstler und Sammler

Das digitale Ansehen, Auswählen und Kaufen von Werken im Web sei das eine, fährt Boll fort. Das andere sei der zu erwartende Bedeutungsgewinn des Nahegelegenen, der Regionalisierung, der Nutzung lokaler Netzwerke. Die Nähe, die sie zu ihren Kunden haben, sei der Grund, warum man sich um Galerien und Auktionshäuser weniger Sorgen machen müsse. Ganz oben wirtschaften die «Supergalerien» (Acquavella, Gagosian und Pace, Zwirner oder Hauser & Wirth) beziehungsweise Händler, die Zugang zu den teuersten Werken haben. Am anderen Ende des Markts sieht Boll aber auch Chancen für kleine Unternehmen, die sozusagen das Ohr an der Schiene der Kunstentwicklung haben.

Künstler und Sammler befinden sich für ihn ebenfalls auf der sicheren Seite – Erstere wollen sich in ihrer Sprache, der Kunst, äussern und rezipiert werden, Letztere wollen sammeln, um in ihren eigenen Wänden Kunst zu rezipieren. Verlieren hingegen dürften Kunstmesse mit überregionaler Ausstrahlung; für die Zukunft des Unternehmens respektive der Marke Art Basel beispielsweise ist Boll wenig zuversichtlich.

Die Schlussworte des mit «Versuch eines Fazits» überschriebenen letzten Abschnitts lauten: «Ars longa» (die Kunst ist lang). Den Rest des geflügelten Worts, «vita brevis» (das Leben ist kurz), liefert Boll nicht. Es dürfte lang genug sein, um die nächste Kunstmarktkrise zu erleben.

## Chanson

# Masseinheit: Nonchalance

Thomas Wördehoff

Thomas Dutronc: Frenchy. Blue Note

Manchmal steigen aus dem Meer der Lieder ein paar Luftblasen auf – der leise Abschied eines Meisterwerks. Derart weggeblubbert ist bei mir zuletzt das jüngste Werk des französischen Vollblutmusikers Thomas Dutronc, das zwar kurz auf Platz sieben der Schweizer Charts aufleuchtete, dann aber sang- und klanglos in der Asche der Hitparaden verglühte. Beim ersten Durchhören nahm sich «Frenchy» tatsächlich ein bisschen glatt und harmlos aus. «La mer», «La vie en rose», «Un homme et une femme» – wer braucht das heute noch?

Wochen später hole ich das Ding nochmals hervor und entdecke eine unbeschwernte Freundlichkeit, die in Corona-Zeiten einfach guttut. «Frenchy» sorgt für Wohlbefinden und ausserdem geradezu für transatlantische Völkerverständigung. Denn Thomas Dutronc erzählt *en passant* die heimliche Anziehungskraft frankoamerikanischer Freundschaft nach. Dieser Magnetismus wurde ihm gleichsam in die Wiege gelegt: Sein Vater Jacques Dutronc («J'aime les filles») gehörte Mitte der sechziger Jahre mit Johnny Hallyday und Eddy Mitchell zur Speerspitze französischer Rockmusik, der sie einen unverblühten Witz beimischten. Seine Mutter Françoise Hardy, die herbe Blonde des jungen Chansons, war der Schwarm so mancher US-Barden: Als Bob Dylan 1966 im berühmten «Olympia» angekündigt war, liess er die Veranstalter wissen, dass er den Auftritt nur nach einem Treffen mit der im Publikum sitzenden Hardy vollziehen könne.

Dutronc junior, versierter Gitarrist des Jazz Manouche, einer Weiterführung der Django-Reinhardt-Einflüsse, ist auch als tiefenentspannter Sänger ein ziemliches Kaliber. Um seinen Wirkungskreis auch ins restliche Europa zu erweitern, bat er zu den «Frenchy»-Sessions einige hochkarätige Gäste, die zum bei läufigen Humor und zur gelösten Atmosphäre des Albums nicht unwesentlich beitragen.

«C'est si bon», der durchgenudelte Klassiker von Maurice Chevaliers Pianisten Henri Betti, wurde schon von Barbra Streisand, Bing Crosby, vor allem aber meisterlich von Eartha Kitt gesungen. Thomas Dutronc lässt mit Diana Krall und Iggy Pop als Partner beim Album-Auftakt etwas wie Augenzwinkern aufkommen, das quirligen Übermut verspricht: Die keller tiefen Vocals des einstigen Punk-Raubens Iggy und die gleichmütige Coolness der Krall fädeln sich locker in das schlendernde Parlando der hervorragenden Band und von Dutronc ein.



Keine Träne nirgends: Chansonier Dutronc.

Würde man das generelle Tempo dieser Songs beschreiben wollen, wäre die zutreffende Masseneinheit wohl: Nonchalance.

Einem Lied mit eher diffiziler Geschichte tut Dutroncs unbekümmertes Verfahren besonders gut: «My Way», einst Frank Sinatras

***Dutronc junior ist auch als tiefenentspannter Sänger ein ziemliches Kaliber.***

pompöser *signature tune*, hatte ja ursprünglich nichts mit der humorlosen Selbstfeier alternder Führungskräfte zu tun. Geschrieben wurde «Comme d'habitude» von Claude François (1939–1978), der darin eigentlich Tristesse, Routine und Ende einer jungen Liebe skizziert. Thomas Dutronc singt auf Englisch, verschlankt aber das donnernde Goodbye zum legeren Adieu eines sich trollenden Lebenskünstlers. Die fehlende Feierlichkeit kommt

auch «La vie en rose» zugute. Bei Dutronc wird daraus eine gutaufgelegte Plauderei mit Billy Gibbons, einem der beiden ZZ-Top-Bärte, der seinen vokalen Beitrag mit eindrucksvoll verlegenem Grummeln absolviert und mit einem atemberaubend bluesbewegten Gitarrensolo die spannende Frage aufwirft, wie Django heute wohl spielen würde.

Mit «Frenchy» zollt Thomas Dutronc den grossen Autoren französischer Chansons Tribut und spiegelt ihren Einfluss gerade auf den amerikanischen Pop. Dutronc mischt die Inkunabeln des französischen Songs wie «Les feuilles mortes», das als «Autumn Leaves» zum Welthit wurde, unbefangen mit «Get Lucky» (komponiert vom French-House-Duo Daft Punk) und erinnert mit «La belle vie – The Good Life» an einen Grossen wie Sacha Distel und mit «Ne me quitte pas» an Jacques Brel. Keine Träne nirgends – einfach nur eine relaxte Promenade durch Paris. Okay, das kann man schon mal übersehen. Schade wär's allemal.

## Medien

# Kulturstreikkonzerte

Anton Beck

Als SRF Anfang Oktober bekanntgab, die Radio-Literatursendung «52 beste Bücher» abzusetzen, machte sich in der Kulturbranche Unmut breit. Schnell hatte sich alles, was Rang und Namen hatte, versammelt, um eben jenen Rang und Namen unter einen offenen Brief an die SRF-Direktorin Nathalie Wappler zu setzen. Jonas Lüscher, Nora Gomringer, Peter Stamm, Eva Menasse, Sibylle Berg. Genützt hat es nichts. Das abnehmende öffentliche Interesse zwingt sie zu den Kürzungen, erklärte Nathalie Wappler in ihrem Antwortschreiben. Damit war das letzte Wort gesprochen.

Gut vier Monate später wiederholen sich die Ereignisse. Diesmal in Deutschland. Der WDR kündigt an, im Literaturprogramm Kürzungen vorzunehmen, was konkret bereits ab März die täglichen Buchrezensionen in der Radiosendung «Mosaik» auf WDR 3 trifft. Erneut gibt es einen offenen Brief, diesmal jedoch nicht von Schriftstellern, sondern von Literaturkritikern. Die Literaturbranche beschäftigt über 50 000 Menschen, heisst es im Brief, und von «Wirtschaftszweig» und «Kulturauftrag» ist die Rede. Kurzum: «Wir halten die Entscheidung, ausgerechnet die günstig zu produzierenden Literatursendungen zu reduzieren, für falsch.»

Viel bringen wird wohl auch dieser Brief nicht. Die Tendenz zeichnet sich ab, dass der Literatur in Fernsehen und Radio eine immer geringere Aufmerksamkeit zukommt. Anscheinend – so wurde wiederholt argumentiert – reichen die Quoten einfach nicht; das Interesse ist zu gering, das ökonomische Kalkül bei der Programmleitung muss stimmen, Kulturauftrag hin oder her. Aber lohnt es sich denn, ausgerechnet bei der Literaturkritik zu sparen? Antje Deistler, Vorstandsmitglied des Literaturreates NRW, der sich ebenfalls gegen die Streichungen aussprach,

schreibt dazu auf Nachfrage der *Weltwoche*: «Ich denke nicht, dass Einsparungen die Hauptmotivation für die Änderungen bei WDR 3 sind. Mal ehrlich, wie viel kann man einsparen, wenn im Hörfunk die festen Sendeplätze für Literaturkritik wegfallen? Das macht vergleichsweise wenig aus.» Womöglich trifft es die Literaturkritik darum, weil sie am leichtesten gekürzt werden kann. Weil man weiss, wie wenig solche Petitionen bringen.

### Angriff statt Verteidigung

Der Kampf der Autoren und Kritiker gegen die grossen Sendeanstalten ist einer wie David gegen Goliath. In der direkten Konfrontation kann er nicht gewonnen werden. Es braucht eine Steinschleuder, einen Strategiewechsel: Angriff statt Verteidigung. Wenn Aufmerksamkeit und Einschaltquoten ein solch umkämpftes und erwünschtes Gut sind, gilt es, um sie zu kämpfen. Und im Internetzeitalter lässt sich das durch typische Rezensionen oder Diskussionen wie im «Literarischen Quartett» (ein Konzept, das seit den 1980er Jahren nicht überarbeitet wurde) oder in ähnlich konzipierten Radiosendungen offenbar nicht mehr erreichen. Wer in lauten Zeiten besonnen, aber leise spricht, wird schlicht überhört.

Konkret heisst das, dass die Literaturlandschaft sich wieder öfter ins Gespräch bringen muss. Jeder skandalöse Roman, jede öffentlich geführte Debatte ist ein Geschenk. Zugegeben: Damit verbindet sich die Gefahr, dass Kritiker zu Boulevard-Schreihälsen werden, die hinter jedem Buch und jedem Autor eine deftige Story wittern. Aber vielleicht versteht der öffentlich-rechtliche Rundfunk nur so, was der Verleger Tom Kraushaar kürzlich in der *Süddeutschen Zeitung* so zusammenfasste: «Egal welches soziale Netzwerk gerade an der Medienzeit knabbert, im Innern der Bücher bewegt sich die Welt.

Dass das nicht erkannt wird, ist bedrohlich, aber weniger für die Bücher und die Literatur, als vielmehr für den Legitimitätsanspruch eines öffentlich-rechtlichen Rundfunks.»

## Jazz

# Luzide Intimitäten

Peter Rüedi

Joe Lovano Trio Tapestry (Marilyn Crispell, Carmen Castaldi): Garden of Expression. ECM 2685 3518721

Die neue CD von Joe Lovano ist eine Art Grenzerfahrung. Das ist ein grosses Wort von der Art, wie es sich einstellt, wenn sich kaum mehr beschreiben lässt, was in der Musik an der Grenze zum Schweigen gerade noch möglich ist. Tenor- und Sopransaxofonist Lovano (Jahrgang 1952) ist eine Schlüsselfigur des neuen Jazz, in allen Sätteln gerecht und durchaus auch ein expansiver Improvisator, der ganz in der Tradition der jüngeren Jazzgeschichte nie um einen Einfall verlegen ist; der mit seinem leichten, biegsamen Saxofonten (durchaus auf der stilistischen Linie von Joe Henderson oder Wayne Shorter) auch um den Swing als ein Grundelement von Jazz weiss.

Allein, auf seinem jüngsten Album mit dem schönen Titel «Garden of Expression» – mit der kongenialen Pianistin Marilyn Crispell und seinem Jugendfreund Carmen Castaldi (der heisst tatsächlich so) am Schlagzeug –, einer Folge von fast ausschliesslich kontemplativ lyrischen, rhythmisch frei fliessenden Subtilitäten, ist zwar viel Atem, aber von Swing im herkömmlichen Sinn ist nichts zu hören.

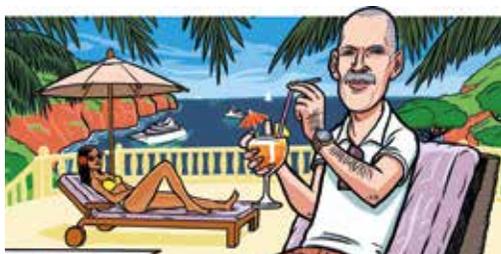
Sein Trio nennt er nach dem Titel seiner ersten CD «Trio Tapestry» (ECM 2018), und das meint schon einen kostbar gestalteten, intimen Innenraum. Die Kommunikation zwischen dem ebenso eindringlichen wie sparsamen Lovano, der präzisen und zurückhaltenden Crispell und dem sich fast in Luft auflösenden perkussiven Innenarchitekten Castaldi ist von einer solchen Delikatesse, dass man das kaum mehr *interplay* nennen mag.

Wir hören, sozusagen, eher drei Solitäre, die sich gegenseitig mit viel Empathie zu einer Musik finden, die mehr ist als die Summe ihrer Teile. Eine Musik, bei der sich, was den Umgang mit dem Schweigen, dem leeren Raum angeht, klischeehaft fernöstliche Assoziationen einstellen: Haikus, japanische Malerei, meditative Praktiken («Zen Like» heisst denn auch eine abschliessende schöne musikalische Winterlandschaft). Mir drängt sich der Vergleich mit guter Lyrik auf oder mit einer adäquaten Inszenierung eines Stücks von Samuel Beckett.

Und, versteht sich, mit der Kunst von John Coltrane, in welcher der die Melodramatik von alten Balladen in serene Spiritualität verwandelt. Lovanos Titel sprechen für sich: «Chapel Song», «Night Creatures», «West of the Moon», «Treasured Moments», «Sacred Chant», «Dream on That».



# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Mein Herz für Milliardäre

Mark van Huisseling

Die vergangene Woche lieferte Einblicke in die wunderbare Welt der anderen Hälfte. Und, ehrlich, was ist spannender als der Blick durchs Schlüsselloch ins Leben eines Superreichen? Mir fällt nicht viel ein, jedenfalls in der ausserordentlichen Lage, in der wir uns im Augenblick befinden.

Worum es geht: «Südafrikanischer Milliardär fliegt in die Schweiz zur Corona-Impfung», enthüllte ein Journalistenkollege im *Tages-Anzeiger*. «Thurgau impft einen Milliardär aus Südafrika – vor allen andern», stand einen Tag später in der *Neuen Zürcher Zeitung* beziehungsweise «Südafrika-Milliardär und Richemont-Boss Johann Rupert (70) ist Impfdrängler», war im *Blick* zu lesen.

Für MvH-Folger, die sich weniger um News kümmern: Der reichste Mann Südafrikas, Johann Rupert, liess sich im Thurgau vorzeitig gegen Covid-19 impfen. «Zur Luxus-Impfung gelangte er dank vorzüglichen Kontakten zur Hirslanden-Gruppe» (*NZZ* online). Was als Untertreibung beschrieben werden darf, er ist massgeblich an der Privatspital-Unternehmung beteiligt. Weiter ist er Hauptaktionär von Richemont, dem Konzern, in dem die Luxusmarken Cartier, IWC und Montblanc vereint sind; laut *Bilanz* beträgt sein Vermögen schätzungsweise 4,5 bis 5 Milliarden Franken, er hat Wohnsitz in Genf.

Und wo sind die Reichenversteher, wenn man sie braucht? Ihr Kolumnist, erlaube ich mir zu erwähnen, ist einer. In einem Artikel, den ich einmal schrieb, ging ich der Frage nach: «Sind Leute mit sehr grossen Vermögen anders als du und ich – oder haben sie bloss mehr Geld?» Antwort: Es gibt Wesensmerkmale, die Reiche und

Superreiche öfter aufweisen als Leute wie du und ich: Sie sind ungeduldiger. Sie haben ein stärker ausgeprägtes Anspruchsdenken. Vor allem aber sind sie hauptbeschäftigt mit: Geld. Mit Johann Rupert bin ich ein wenig bekannt, übrigens.

Wir begegneten uns vor über zehn Jahren während der Mille Miglia, dem Rennen für klassische Autos auf Norditaliens Strassen; er war mit einem Ferrari 250 GT von 1957 am Start, ich war Co-Pilot des Mercedes-Benz 300 SLR von 1955, dem «Titanen» (*Gazzetta dello Sport*), den Jochen Mass, der ehemalige Formel-1-Fahrer, lenkte.

Im Fahrerlager überboten sich die Teilnehmer mit Schwänken aus ihren Herrenfahrer-Leben, Johanns Story – unter *gentlemen drivers* duzt man sich – war die beste: Er sei in Südafrika mal mit 284 km/h geblitzt worden. Erlaubt waren 80 – die höchste bis damals gemessene Übertretung. Weshalb ihm der Polizist mitteilte, er müsse ihn vorübergehend verhaften, unangenehmerweise. Also habe er, Johann, versucht, Thabo (Mbeki, seinerzeit Präsident des Landes) auf dem Mobiltelefon zu erreichen, doch ohne Glück, es geschah an einem Freitagabend. Er sei der reichste Mann Südafrikas, habe er dem Polizisten gesagt, und könne nicht das Wochenende im Gefängnis verbringen, wegen seiner Sicherheit. Der erwiderte, er verstehe, doch es liege nicht in seinen Händen, der Blitzkasten sei versiegelt, die Raserfotos ausser Reichweite. «There must be a way», es muss einen Weg geben, habe Johann dagegeng gehalten – in der Folge sei der

*Wo sind die Reichenversteher, wenn man sie braucht? Ihr Kolumnist ist einer.*

Blitzer inklusive belastender Bilder gestohlen worden, kurze Zeit später habe die Polizeistelle einen neuen, besseren erhalten, von einem unbekanntem Spender . . .

Was uns zurückbringt zum Start, nicht der Mille Miglia (leider – diese war ein Top-Ten-Ereignis meines Lebens bisher), sondern der Geschichte: MvH überraschen die Rückmeldungen auf die Impfdrängler-Episode – über 400 Kommentare von Leserinnen und Lesern im *Tagi*, «fast alle ungläubig bis entsetzt» – ebenso wie Ruperts Reue («Das war ein Fehler, aber es war legal», *Sonntagszeitung*).

*Well*, willkommen in der wirklichen Welt. Natürlich stellt sich ein Bewohner dieser nicht hinten an, wenn's auch zuvorderst geht – wozu ist man a) ein Superreicher und b) Mitbesitzer der Privatklinikgruppe, die in einer Ecke des Landes, in dem man seit vielen Jahren einen Haufen Steuern zahlt, die begehrte Impfung durchführt (Rupert: «Ich will auf keinen Fall das Virus bekommen», *Sonntagszeitung*).

Johann Rupert hat genau das getan, was die meisten getan hätten, wenn sie's denn tun könnten. Sein Fehler war, dass er sich dabei erwischen liess.



## UNTEN DURCH Im Dschungel Linus Reichlin

Ich habe gestern die Striche auf meiner Wohnzimmerwand gezählt: Es sind 255 500. Das bedeutet, ich bin jetzt seit 700 Jahren im Home-Office. Der Graf von Monte Cristo verbrachte vierzehn Jahre im Kerker – das wirkt gegen meine 700 Jahre wie eine Kaffeepause. Man versteht nicht mehr, weshalb wegen einer so kurzen Haftzeit ein 944 Seiten langer Roman geschrieben wurde! Wie lange müsste dann erst der Roman sein, der über mein Home-Office geschrieben würde! Und vor allem: Wer ausser mir sollte den schreiben (denn ich habe dazu keine Zeit)? Gibt es da draussen überhaupt noch Schriftsteller? Gibt es noch Gastwirte? Kellner? Theaterregisseure? Prostituierte jeglicher sexueller Couleur? Tanzlehrer? Zahnärzte? Ich habe keine Ahnung.

Meine Freunde jedenfalls scheinen alle tot zu sein, denn den letzten habe ich vor 453 Jahren und 75 Tagen gesehen. Ich begegnete ihm auf dem Parkplatz vor dem Supermarkt, und er winkte mir aus zehn Metern Distanz zu und

rief durch den Mundschutz hindurch: «Ich muss ein bisschen aufpassen! Asthma!» Dann verschwand er auf Nimmerwiedersehen. Ich schrieb zu Hause in mein Tagebuch: «Habe R. gesehen. Vielleicht war es auch P. Hinter der Maske sehen sie alle gleich aus. Jetzt die Begonia eiromischa giessen. Was für eine schöne Pflanze! Bald werde ich mit ihr sprechen!»

Die Begonia eiromischa gilt schon lange als ausgestorben, doch 278 Jahre nachdem ich ins Home-Office gegangen war, bildete sich auf meinem Notebook ein zartgrüner, flauschiger Film pflanzlichen Gewebes. Dieses verbreitete sich binnen einer Woche über den ganzen Schreibtisch und trieb dann elegante, schildförmige Blätter aus. Die bei mir wiederauferstandene, ursprünglich in Indonesien endemische Begonia-Art hat inzwischen die ganze Wohnung überwuchert, sodass mein Home-Office-Arbeitsplatz eigentlich eine kleine Lichtung inmitten eines Urwalds ist. Mir fehlen zum authentischen Dschungelgefühl nur noch ein paar Kapuzineräffchen und zwei, drei Baumnatern. Es würde gut aussehen, wenn diese giftig-grünen Schlangen über die Tastatur meines Notebooks kriechen würden, und es wäre eine plausible Ausrede dafür, weshalb meine Arbeitsleistung seit 200 Jahren zu wünschen übriglässt.

Eins steht fest: Mein Chef lebt noch. Ab und zu schickt er mir E-Mails, in denen er mehr Output verlangt. Hätte ich Baumnatern, könnte ich ihm ein Foto von ihnen schicken mit der Bemerkung: «Die hohe Giftschlangenpopulation auf meiner Tastatur zwingt mich leider zu Kurzarbeit.» Worin genau meine Arbeit besteht, habe ich übrigens im Lauf der Jahrhunderte vergessen. Ich weiss nur, dass ich Output liefern muss, und ich bemühe mich ja auch! Aber im Home-Office gibt es so viele Ablenkungen! Vor allem ist man durch sich selbst abgelenkt, denn man ist ja zu Hause. Man will sich kratzen, in der Nase bohren, im Pyjama rumlaufen. Und man will kochen, putzen, ausgestorbene Pflanzen giessen und sich nachmittags einen Spielfilm ansehen. Und man möchte ein Gläschen Wein trinken beim Arbeiten.

Und genau dann, wenn man sich dank dem Alkohol endlich auf die Arbeit konzentrieren könnte, piepst die Waschmaschine, weil die Sechzig-Grad-Wäsche fertig ist. Soll man die nasse Wäsche jetzt etwa in der Trommel liegenlassen, nur weil der Chef auf den Output wartet? Die Wahrheit über Home-Office

ist, dass nasse Wäsche nicht warten kann, die Arbeit aber schon. Seit zwei Jahrhunderten verschiebe ich den Ausstoss meines Outputs zeitlich so weit wie möglich nach hinten, sodass ich nach einem Tag voller Ablenkungen und häuslicher Pflichten oft erst um 20 Uhr überhaupt zu arbeiten beginne. Und meistens, ehrlich gesagt, leicht angeheitert. Doch alles in allem blicke ich zuversichtlich auf die kommenden 500 Jahre, in denen der Dschungel meinen Schreibtisch verschlucken wird.



## FAST VERLIEBT

# Wie Corona das Online-Dating verändert

Claudia Schumacher

Mein Cousin Maxim hat im vergangenen Jahr liebestechnisch nichts anbrennen lassen. «Weisst du», sagt er, «man würde ja denken, Dating sei wegen Corona schwieriger geworden. Aber es ist genau umgekehrt: Es ist jetzt viel einfacher.» Ich bin erstaunt. Auf Dating-Apps habe ich mich schon lange nicht mehr herumgetrieben. Aber Maxim ist ein Pro. Er hat während der Shutdowns schon 28 Frauen getroffen. «Es stimmt, am Anfang der Pandemie gab es auf den Dating-Apps erst mal eine Flaute», sagt er. «Aber dann begann der Boom.» Viele merkten, dass die Apps nun der einzige Weg waren, jemanden kennenzulernen. Es meldeten sich selbst Frauen auf Tinder, Bumble und Ok Cupid an, die ihren Traummann eigentlich in freier Wildbahn finden wollten. Aber das ging ja nicht mehr.

Für Maxim, den Dating-Veteranen, war dieser Frauenzustrom ein Glück. Er nutzt Tinder, «wegen der schieren Masse an Menschen, die sich da tummeln», und Bumble, «weil dort die Konzentration an anspruchsvollen Frauen höher ist». Ausserdem gibt es dort

keine computerbearbeiteten Influencerinnen mit Fake-Profilen, die Follower auf ihre Instagram-Accounts locken wollen. Bloss einige Neuzugänge auf den Apps nerven ihn: «Wenn du beim ersten Date nur jammerst, wie blöd und oberflächlich du Online-Dating findest, lässt du es lieber ganz.»

Aber hat denn niemand Angst, sich wegen der Ansteckungsgefahr zu treffen? «Nein», sagt Maxim, «aber Corona hat definitiv die Abläufe verändert.» Er führt vor den Treffen jetzt Videotelefonate, das gab es früher nie. «Klingt nach Assessment-Center», werfe ich ein, aber Maxim findet das gut: «Ein Videoanruf vor dem ersten Treffen, das sollte man in den Standardprozess integrieren.» In zwei von drei Fällen sei gleich klar gewesen, dass sich ein Date nicht lohne. «Das war also eine 67-prozentige Sparquote bei ersten Dates, und das macht die Sache effizienter», sagt mein effizienter Cousin. Zwar könne man bei einem Video die andere Person nicht riechen, sagt er, aber Mimik und Stimme verrieten schnell, ob das Gegenüber einem unangenehm sei – «eine Info, für die man früher einen ganzen Abend hergeben musste».

Auch das erste Date hat Corona verändert: Spaziergang mit Abstand und *coffee to go*. Kein Alkohol, kein Schummerlicht wie beim klassischen Bar-Date früher – da hat eine neue Sachlichkeit Einzug gehalten. Man hält brav Distanz, nur wenn man sich sympathisch sei, umarme man sich manchmal am Ende des Spaziergangs, erzählt Maxim. «Beim zweiten Date geht es oft sogar schneller zur Sache», grinst er. Man verabredet sich zwangsläufig zu Hause – «der Gang zum Bett ist nicht weit».

Mittlerweile hat Maxim sogar eine getroffen, die er tatsächlich näher kennenlernen will. Was Frauen angeht, hat die Pandemie meinem Cousin also wirklich nur Gutes gebracht.



# Die Sache mit dem Boot

Vielleicht, so dachte ich, wäre mein Hirn dann so entspannt wie das Mittelmeer an einem windstillen Sommertag.



*Geschichten, die nicht im Sand verlaufen.*

Wahrscheinlich stammt mein Traum vom Leben alleine auf einem Boot daher, weil es eine Zeit gab, in der ich Fischer werden wollte. Im Süden des Peloponnes, dort, wo das Ägäische und das Ionische Meer aufeinander zuströmen und sich umarmen. Ich sass jeden Morgen in einer Hafenkneipe, einen Kaffee, einen Aschenbecher, ein Notizheft auf dem Tisch, einen Bleistift in der Hand und ein Buch im Kopf. Die Fischer in ihren kleinen, offenen Booten waren draussen, holten die Netze ein, und so gegen zehn Uhr liefen sie in den Hafen ein und brachten ihren Fang an Land. Ich legte meinen Bleistift weg, klappte das Notizbuch zusammen und wünschte mir, dass in den Netzen im Ozean meines Gehirns ebenso viele Geschichten hängen geblieben wären wie Fische in jenen der Fischer.

## Das Gefühl von Fahrt

Ich stellte mir das Leben als Fischer vor, kein leichtes – abends raus die Netze setzen, morgens früh die Netze einholen, dann Reparaturarbeiten, die Sorgen oder gar Verzweiflung, wenn die Fahrt umsonst war. Aber auf der anderen Seite: dieses Verlassenkönnen des Bodens und dieses Eintauchen im Meer. Diese Fraglosigkeit des Tuns, die Demut, die ich mir aneignen würde ob der unvorhersagbaren Knausrigkeit und Grosszügigkeit der Natur, die Absenz von Menschen überall und ihren Geräuschen. Vielleicht, so dachte ich, wäre mein Hirn dann so

entspannt wie das Mittelmeer an einem windstillen Sommertag, und seine Wellen würden mir zu Geschichten, die nicht im Sand verliefen.

Wieder zurück in der Heimat ohne Meer, wollte ich nicht mehr in jenem Boot Passagier sein, in dem wir alle sitzen. In diesem Boot, das mal Kreuzfahrtschiff ist, mal Galeere. Es schien mir zu einem Dampfer geworden zu sein ohne klaren Kurs, weil Einfach-immer-weiter noch keinen oder nur einen zweifelhaften Kurs ausmacht. Ich trieb im Flautenhaften und hörte tagelang «Fischer» von Patent Ochsner, um das Gefühl von Fahrt zu haben.

Ich wollte alleine durch die Meere der Zeit schippern, mir mein eigener Kompass sein, die Ufer der Welt betreten, wann ich wollte. Ich wollte die Lichter der Welt als kleine Sternpunkte sehen und nicht von ihnen, sondern vom Sternenhimmel beschienen werden. Ich wollte keine Wohnungen mehr oder Häuser, ich wollte die Häfen entlang dem Kurs meines Boots und ein Logbuch meiner Seele führen, in der Hoffnung, ihre Gewässer irgendwann nicht nur befahren, sondern auch ausloten zu können.

Ich hoffte, so den Stürmen des Menschseins weniger ausgesetzt zu sein als jenen des Windes, und wahrscheinlich hoffte ich auch, meine Stimme draussen alleine auf einem Boot besser ausmachen zu können als im unübersichtlichen Stimmengewirr der Welt.

Und gelegentlich, wenn ich drohte in mir selbst zu ertrinken, abzusaufen in der Einsam-

keit tiefer als der tiefste Graben in den Ozeanen, wäre ich in einen Hafen eingelaufen, hätte mein Boot vertäut und die Sehnsucht nach all jenem gestillt, was mir da draussen alleine auf dem Boot so unendlich lebensrettend schien: Menschen, Geselligkeit, Vergnügen. Das Gefühl, das Glück und das bisschen mehr Leid auf dem gemeinsamen Boot teilen zu können und in irgendeiner Bar mit Blick auf das Meer und meinem Boot zu baden in der gemeinsamen Illusion, dass alles am Ende gut kommt.

## Kleine Existenz

Das alles ist lange her und dann auch wieder nicht. Der Wind, der einem die Realität entgegenbläst, war kräftiger als jener, der Träume trägt. Ich war auch eingeeckelt auf dem grossen Boot, in dem wir alle sitzen, ich ruderte mit, tagsüber, und abends stand ich an der Reling mit dem Rücken zum Boot und blickte über das Meer der Welt, die Wogen ihres Verlaufs, ihre sichtbaren und verborgenen Abgründe, ihren Nebel, ihre Sonne, ihre Horizonte und meine kleine Existenz.

Dieser Tage, in denen das Boot, in dem wir alle sitzen, schlingert auf seinem ungewissen Kurs und nicht klar ist, ob wir ins Licht navigieren oder in eine lange Dunkelheit, ob da Impfstoff ist für all die Krankheiten im Hier und Jetzt und im Morgen, bedaure ich, dass mein kleines Boot wie ohne mich in See gestochen ist.

# «Es ist eine Willensfrage»

Lorella Kessler, 29, wurde das Armeeleben in die Wiege gelegt. Heute führt sie als Oberleutnant fünfzig Mann.

Ich studierte Wirtschaft in Chur und Mailand, den Master machte ich an der University of St. Andrews. Seit vier Jahren arbeite ich bei einer Schweizer Grossbank, wo ich seit einem Jahr als Project Officer im Management der Finanzabteilung unterstellt bin. Da gefällt mir der internationale Austausch, das schnelllebige Tagesgeschäft und die herausfordernden Projekte. Im Frühling durfte ich für sechs Wochen einrücken – wegen der Mobilmachung der Armee. Faszinierend war, wie sich innert weniger Minuten



Prägendes Erlebnis: Offizierin Kessler.

alle in den militärischen Strukturen zurechtfinden, auch wenn jeder kurz zuvor noch im Zivilleben gesteckt hatte.

Den Gedanken der Milizarmee verkörpert meine Familie durch und durch: Meine Grossmutter diente als Krankenschwester während des Zweiten Weltkriegs an der Schweizer Ostgrenze. Dort lernte sie meinen Grossvater kennen, der ebenfalls im Dienst war. Meine Mutter war höherer Unteroffizier im Grad eines Hauptfeldwebels, mein Vater ist Oberst im Generalstab, und mein Bruder, ein Panzergrenadier, ist Oberleutnant – wie ich auch. Wir stammen aus Graubünden, aufgewachsen bin ich aber in Zürich. Ich war immer kollegial, unkompliziert – und als Sechsjährige das erste Mal in einem Panzer. Das Ein- und Ausbooten gefiel mir sehr. Damals montierte ich an mein Pfadihemd alte Oberstspatten. Mit elf Jahren sagte mir ein Pfadileiter, ich müsse sie abnehmen, weil die Pfadi nichts mit dem Militär zu tun habe.

Mit achtzehn war mir völlig klar, dass ich ins Militär möchte, als Lebensschule. Ich wollte Führungserfahrung sammeln, der Schweiz etwas zurückgeben. Dass, wie ich, nur wenige Frauen Dienst leisten, liegt daran, dass sie nicht müssen. Ich finde aber, alle Schweizer, Frauen und Männer – einfach alle, die gesund und tauglich sind –, sollten ins Militär oder in den Zivildienst. Dies prägt einen nämlich, beruflich und im Leben allgemein, auch gibt man der Gesellschaft etwas zurück. Menschen führen, auch in schwierigen Situationen durchhalten und strategisch planen zu können, sind alles Fähigkeiten, die wertvoll sind. Ich kann es Frauen nur empfehlen und möchte sie dazu ermutigen, sich in dieses männerdominierte Umfeld zu wagen und sich dort zu behaupten.

## Auf dem Hundertkilometermarsch

Für meine Aushebung habe ich mich gut vorbereitet. Ich wollte gerne in eine Kampftruppe, wo ich auch physisch herausgefordert werde. Als Schwimmerin erreichte ich in der Frauentabelle 90 von 120 Punkten. Heute hängt das dreifache Sportabzeichen an meinem Revers. Ich glaube, damals habe ich mit Sicherheit den einen oder anderen überrascht, als ich beim Konditionstest am längsten durchhielt.

In der Westschweiz absolvierte ich meine Infanterie-Grundausbildung. Für mich war von Beginn weg klar, dass ich den Offiziersgrad anstreben möchte, und das tat ich auch. Als Abschluss der Offiziersschule galt es, den Hundertkilometermarsch durchzustehen. Ich kann mich an das Gefühl, als ich im Ziel einlief, noch genau erinnern. Ein extrem prägendes Erlebnis war hinter mir. Und ich war unglaublich stolz, dass ich es geschafft hatte. Rückblickend finde ich, es ist keine körperliche, sondern eine Willensfrage.

Am meisten begeisterte mich die Kameradschaft im Militär. Ich denke nicht in Geschlechtern, für mich ist ausschlaggebend, wer was leistet. Im Dienst zählt für mich die Leistung und der gegenseitige Respekt. Nach diesem Motto führe ich meine fünfzig Soldaten.

Wenn ich keine Uniform trage, verreise ich am liebsten, das ist meine Leidenschaft. Sonst bin ich gerne in den Bergen, wo ich Ski fahre oder wandern gehe. In der Offiziersreitgesellschaft Zürich bin ich nicht nur aktives Mitglied, sondern auch im Vorstand.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



## THIEL

### Fingersaugen

**Verkehrsstatistiker:** Wegen des Schneefalls verzeichnen wir einen enormen Anstieg an Verkehrsunfällen. Was sollen wir tun?

**Berset:** Die Strassenunterhaltsdienste sollen sofort zusätzliche Schichten einlegen und mehr Salz streuen.

**Umweltingenieur:** Das exzessive Salzen der Strassen führt zu enormen Schäden am Boden und wird negative Folgen haben für die Landwirtschaft. Wenn wir so weitersalzen, zerstören wir damit die Umwelt.

**Berset:** Dann wird der Einsatz von Salz im Winterdienst eben verboten. Die Verwendung von Salz ist nur noch beim Baden und Kochen erlaubt.

**Gesundheitsfachfrau:** Die Schweizer verwenden im internationalen Vergleich zu viel Salz beim Kochen. Das ist ungesund.

**Berset:** Dann erhöhen wir die Salzpreise, damit sie weniger Salz konsumieren.

**Ernährungswissenschaftlerin:** Wenn die Salzpreise steigen, verwenden die Leute nur noch das billigste Salz und damit das qualitativ minderwertigste.

**Berset:** Dann subventionieren wir halt das Himalajasalz.

**Entwicklungshelfer:** Bei der Förderung von Himalajasalz werden Kinder eingesetzt.

**Berset:** Dann verbieten wir das Himalajasalz und subventionieren dafür die Einfuhr von Meersalz.

**Meeresbiologin:** Das Meersalz ist mit bedenklichen Umweltgiften belastet.

**Berset:** In diesem Fall darf Meersalz ab sofort nur noch für den Winterdienst auf den Strassen verwendet werden.

**Umweltingenieur:** Dadurch gelangen die Gifte aus dem Meer direkt in den landwirtschaftlichen Boden.

**Berset:** Jetzt reicht's! Irgendwie drehen wir uns mit diesem Salzthema nur noch im Kreis rum! Können wir uns zur Abwechslung nicht mal etwas anderem widmen?

**Virologe:** Ich hätte da ein Thema.

Andreas Thiel

## Asien liefert!

Nooba, pan-Asian cuisine, Kreuzplatz 5, 8032 Zürich. Tel. 043 243 60 06

Als typische Beizengänger trifft die Schliessung der gastlichen Häuser im Shutdown natürlich unseren kulinarischen Lebenswandel. Aber die *home delivery*-Betriebe machen das Ganze doch viel erträglicher: Ein E-Mail oder ein Telefonanruf genügt, und schon bald duftet es im Haus wieder einmal anders. Kürzlich war der Pizzakurier da, und gestern kam die asiatische Küche an die Reihe. Zuerst einmal hat man die Qual der Wahl, da viele Restaurants mit fernöstlicher Küche schon immer nebenbei auch Take-away und Heimlieferdienst anboten und diese Form der Dienstleistung nicht erst neu erfinden mussten. Normalerweise finde ich panasiatische Restaurants problematisch. Sie wollen alles, können aber keine Küche wirklich authentisch. Aber für



eine Familie, in der einer mehr auf chinesische Kochkunst, andere aber auf Thai-Küche oder auf indische Gerichte abfahren, ist es eine gute Lösung: Jede(r) kriegt, was er will.

Darum haben wir das «Nooba» am Zürcher Kreuzplatz ausgewählt, das für pauschal Fr. 4.50 auch an einen Ort ausserhalb der Stadtgrenzen liefert. Andere *home deliveries* und Pizzakuriere tun ausgesprochen zickig, wenn man in einer anderen politischen Gemeinde lebt, wenn auch nur einen Steinwurf von der Stadtgrenze

entfernt; sie liefern aber problemlos viel weiter weg von ihrer Küche in periphere Stadtkreise – fast so ärgerlich wie die Tarife des Verkehrsverbundes!

Die Starters setzten sich zusammen aus Satay-Spiesschen, Glasnudel-Salat mit Poulet und Koriander sowie Gyozas (Teigtaschen mit Rindfleischfüllung). Die Thom-Kha-Gai-Suppe war hervorragend, und auch das Panaeng-Curry mit Geflügelfleisch und kleinen Maiskolben gefiel uns gut. Das Pouletfleisch mit Fried Rice (Cashew Chicken Singaporean Style) war gut gekocht. Die Nudeln im Pad Thai und das Naan-Brot sowie die Gyozas haben den Transport nicht so gut überlebt und waren etwas teigig geworden. Das Naan steckten wir kurzerhand in den Toaster. Bezahlt haben wir die ganzen Köstlichkeiten schon bei der Bestellung mit Kreditkarte, was eine Corona-mässig tadellose Abwicklung der Übergabe ermöglicht.

## WEIN/PETER RÜEDI

### Schönheit vom Land

La Colombera (Elisa Semino): Derthona Timorasso Colli Tortonesi 2018. 14%. Gerstl, Spreitenbach. Fr. 22.50. [www.gerstl.ch](http://www.gerstl.ch)

In der Geschichte der Literatur gibt es die Beobachtung, dass eine besonders scharfe Wahrnehmung der Sprache an den Rändern des Sprachgebiets anzutreffen ist. Musterbeispiel dafür ist, von der Schweiz mal abgesehen, der rigorose Sprachpurismus des Wieners Karl Kraus, der mit beispielloser satirischer Schärfe den Untergang des Abendlandes aus der Verrottung der Sprache diagnostizierte («Die letzten Tage der Menschheit»).

Gleiches lässt sich vom Weinbau als solchem gewiss nicht behaupten, auch wenn unverkennbar ist, dass die raffiniertesten Weine der Welt nicht aus den klimatisch für die Urformen der *Vitis vinifera* geeignetsten Zentren stammen, sondern aus wohltemperierten Zonen (Bordeaux, Burgund, an heisseren Spots und mit dem Klimawandel zunehmend aus Höhenlagen). Das Piemont ist insgesamt eine solche (noch?) privilegierte gedämpfte



Klimazone, aber insgesamt fällt auf, dass einige seiner interessantesten Weine von seinen Rändern kommen: nicht (noch nicht?) zu vergleichen mit den Monumenten aus den Langhe (Barolo und Barbaresco), aber zunehmend im Fokus zumindest jener Weinliebhaber, die weniger auf den Mainstream aus sind als auf Abenteuer. Das Nordpiemont ist mit seinen Appellationen Ghemme, Gattinara, Boca et cetera eine solche Randzone. Und, ganz im Südosten des Piemonts, die Colli Tortonesi, die Hügellandschaft um die kleine Stadt Tortona in der Provinz Alessandria.

Tortona ist ein Verkehrsknotenpunkt, an dem sich die A7 (Milano–Genova) mit der A21 (Torino–Brescia) kreuzt, und das war sie schon zur Römerzeit, als sie noch Derthona

hiess. In Vho, fünf Kilometer von Tortona, zieht Elisa Semino mit ihrem Vater auf dem Gut La Colombera auf 22 Hektar Reben, zum Teil mit einer Sorte, die, nach der Reblaus fast verschwunden und durch die produktivere Cortese ersetzt, vor ein paar Jahrzehnten durch den Pionier Walter Massa wiederentdeckt wurde. Es ist die Timorasso, aus der unter der Hand von Könnern wie Signora Elisa Weissweine entstehen, die mit keinen anderen zu vergleichen sind. Sie haben das Zeug, zu neuen Stars des Piemonts zu werden. Der Derthona von La Colombera ist ein sortenreiner Timorasso – ganz entsprechend der zutreffenden Bemerkung im Standardwerk «Wine Grapes», dies sei «definitely too interesting a variety to be hidden in a blend».

Eine tolle florale Nase, weisser Pfirsich, Zitrus, Nüsse, Quitten, feine Honignoten (was keineswegs Süsse meint): herrliche Frische mit guter Säure und gleichzeitig ein stattlicher Körper. Sowohl komplex als auch evident. Für einen Weissen: fabelhafte Länge, sowohl im Abgang wie in der Lebensdauer. Eine strahlende, dabei keineswegs naive Schönheit vom Land.

# Inneres Gleichgewicht

Mühelos, sparsam und trotzdem luxuriös:

Der BMW 745Le löst ein scheinbar unmögliches Versprechen ein.



Wenn ich darüber nachdenke, was in meinem Leben als Autofahrer wirklich zählt, komme ich – je nach Tagesform und Gemütszustand – auf unterschiedliche Ergebnisse. Da kommt mir natürlich die Abwechslung, die in meiner Garage stattfindet, sehr entgegen. Mit zunehmendem Alter nimmt aber das Bedürfnis nach entspannter Gelassenheit am Steuer überhand, und dann ist ein Auto wie der neue 745Le xDrive von BMW die perfekte Methode, um das innere Gleichgewicht zu erhalten.

Dieses Auto ist gewissermassen die Zenbuddhistische Luxuslimousine im Fuhrpark. Wenn die Türen des Wagens mit einem extralangen Radstand automatisch und sanft zugezogen werden, ist man nur schon akustisch in einer neuen, freundlichen Welt aus Ruhe und Ausgeglichenheit. Weiches Leder über Sitzen, die sich nahtlos an die eigene physische Kondition anpassen lassen, gehören natürlich zu dieser Welt; oder auch eine Beduftungsanlage, heizbare Armlehnen und die Möglichkeiten teilautonomen Fahrens selbstverständlich, die einem auf der Autobahn sämtliche Last von den Schultern nehmen. Weil der BMW das Bremsen und Lenken grösstenteils übernimmt, bekommt man Zeit geschenkt, die man dem Gespräch mit den Mitreisenden oder den eigenen Gedanken widmen kann.

Harmonisch in dieses Konzept der inneren Balance passt aber insbesondere auch die Art des Antriebs. Der 745Le xDrive verfügt über eine nahtlos ineinandergreifende Fahrzeugarchitektur aus einem Turbo-Reihensechszylinder-Benzinmotor, einem Elektromotor

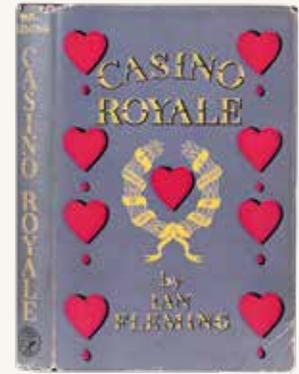
und einer Li-Ionen-Batterie mit externer Lademöglichkeit. Die sogenannte Plug-in-Hybrid-Technik ermöglicht es, den 7er lokal emissionsfrei rund vierzig Kilometer (im Winter) lautlos und rein elektrisch zu betreiben.

Bei längeren Fahrten, bei denen ein Ziel im Navigationssystem eingegeben wurde, ermittelt die Software des Autos, wann welcher Motor oder eine Kombination idealerweise eingesetzt wird, um möglichst zügig, aber effizient anzukommen. So ist mühelos ein Durchschnittsverbrauch von 6,5 Litern Benzin auf 100 Kilometer zu erreichen, was angesichts der Grösse, der Leistungsfähigkeit und des Gewichts dieses Autos ein ausgezeichneter Wert ist.

Wenn es die Situation gerade erfordert, kann die BMW-Limousine in beeindruckenden 5,1 Sekunden von 0 auf 100 km/h beschleunigen, was einem in der Frage der Überholsicherheit ein sehr beruhigendes Gefühl vermittelt. Das gehört wie alles an diesem Auto eigentlich zu einem integralen Konzept, das ganz auf Ausgleich ausgelegt scheint. Luxuriös und sparsam, schnell und entspannt, elektrisch und fossil – vermeintliche Gegensätze werden im BMW 745Le xDrive mit den Mitteln des technologischen Fortschritts in Harmonie vereint.

#### BMW 745Le xDrive

Motor/Antrieb: Reihen-6-Zylinder-Turbobenziner, Elektromotor, Allradantrieb, 8-Gang-Automatikgetriebe, 11,15 kWh Li-Ionen-Batterie; Systemleistung: 394 PS (290 kW); Hubraum: 2998 ccm; max. Drehmoment: 600 Nm; Verbrauch: 2,4l/100 km (WLTP); Beschleunigung (0–100 km/h): 5,1 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Preis: Fr. 137 600.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Unsterblich auf Jamaika

«Casino Royale» von Ian Fleming  
Zu ersteigern auf sothebys.com

Es ist vergilbt, der Umschlag speckig, und es franst an den Ecken leicht aus. Trotzdem dürfte der eine oder andere Käufer bereit sein, 20 000 Franken für dieses rissige, nicht einmal antike Buch zu bezahlen. Nur deshalb, weil in «Casino Royale» der Spion, den alle liebten, buchstäblich zum ersten Mal in Erscheinung tritt. Nach 42 Wörtern fällt sein Name: James Bond. Der letzte Satz im Buch machte ihn unsterblich: «The bitch is dead now.»

Beim Exemplar, das nun bei Sotheby's versteigert wird, handelt es sich um die Erstausgabe des ersten Bond-Romans von Ian Fleming. Während Elisabeth II. in der nasskalten Heimat den Thron bestieg, tippte der Brite im Februar 1952 den 218-seitigen *cold war*-Thriller in seinem Haus «Golden Eye» auf Jamaika. Am 13. April 1953 erschien «Casino Royale» mit einer Auflage von 4728 Stück beim Londoner Jonathan-Cape-Verlag und war im Nu ausverkauft.

«Casino Royale» ist übrigens nicht das Objekt mit den höchsten Preiserwartungen der Online-Auktionen «Detective Fiction». Neben Erstausgaben von anderen legendären Krimis – unter anderem von Agatha Christie oder Raymond Chandler – wird ein weiteres Fleming-Werk angeboten. Der Wert des Manuskripts von «You Only Live Twice» (1964) mit Anmerkungen und Korrekturen des Lektors wird auf fast 150 000 Franken geschätzt.

Benjamin Bögli

# Erwachsene Konversation

**E**rst formen wir die Gebäude, dann formen die Gebäude uns», soll Winston Churchill über die Architektur gesagt haben. Überträgt man diese Wahrheit auf die sozialen Medien, wird der Verlauf einer Konversation dadurch bestimmt, wie die Kanäle eingerichtet sind. Demnach liegt es an diesen Vorbedingungen, beeinflusst durch das Design, dass der Umgang auf Twitter dem in einer zwielichtigen Bar gleicht, in der kein Abend ohne tolle Schlägerei enden darf und der Wirt sich letztlich gezwungen sieht, einige der Pöbler vor die Tür zu stellen. Wie ein kultivierter Salon hingegen erscheint Clubhouse. Die Plattform befindet sich noch im Entwicklungsstadium und geht bereits durch die Decke. Der zivilisierte Ton ist dem genialen Einfall «audio only» geschuldet, das Netzwerk kommt ganz ohne Text und Emojis aus und ist trotzdem hoch interaktiv. Es gibt keine Feeds, sondern Räume, und wer etwas beitragen möchte, meldet sich per Handzeichen-Button und wird dann vom Gastgeber freigeschaltet. Die sozialen Medien werden erwachsen.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Durch die Bedingung «audio only» wirkt der Ton zivilisiert: Hype um Clubhouse.

## FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

*Wie verhält man sich bei einer Einladung, wenn der Gastgeber während Stunden seine Fotos präsentiert, die zugegebenermassen wunderschön sind, Fragen aber keinen Platz haben, nicht beantwortet werden oder unangenehm sind? Wie muss ich solches Verhalten einordnen? Ich möchte ja auch nicht zu hart urteilen, aber während Stunden kommt kein Thema, nichts ausser dem Monolog des Gastgebers, zustande!*

**B. L., Zollikerberg**

Sie haben recht: Es ist etwas vom Unangenehmsten, an einem Abend zum Gedankenaustausch eingeladen zu werden, und der Gastgeber will einem angeblich eine besondere Freude machen, indem er eine längere Fotoserie präsentiert. Es sind ja meistens nicht nur zwei, drei Minuten. Gemäss Ihren Worten präsentierte der Gastgeber «während Stunden» seine Fotos.



Es gibt die Möglichkeit, Ihrem Gastgeber – schon bevor Sie die Einladung annehmen – mitzuteilen, dass Sie gerne für einen gemütlichen Abend kämen, aber keine Foto-präsentation wünschen. Sollten Sie im Laufe des Abends überrascht werden, müssen Sie schauen, wie Sie sich da rausschlängeln können. Einer hat mir erzählt, dass er in solchen Augenblicken auf seine Sehbehinderung hinweise und sage, ihm würden jeweils die Bilder vor den Augen flimmern. Im

schlimmsten Fall aber müssen Sie es ertragen. Am besten ist es, während der Vorführung etwas zu schlafen.

Bei solchen Fotos handelt es sich in der Regel um Bilder von Reisen und Erlebnissen des Gastgebers. Diese sind aber nur für ihn so hochinteressant. Solche Fotoabende sind Ausdruck einer gewissen Ich-Bezogenheit. Man präsentiert dem Gast nicht das, was der Gast eigentlich wünscht, sondern das, was man selbst gerne sieht. Ein Gastgeber, der wirklich eine Freude machen will, müsste ergründen, was dem Besucher und nicht was ihm selbst gefällt.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch).

Oder schreiben Sie an  
Redaktion Weltwoche,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

# Jean-Christophe Babin

Er steht hinter dem Grosserfolg von TAG Heuer. Seit 2013 leitet der Franzose den italienischen Luxusgüterhersteller Bulgari, der gleichzeitig ein wichtiger Schweizer Uhrenhersteller ist.

**G**uten Morgen aus Rom!» Schwungvoll begrüsst uns Jean-Christophe Babin zum Online-Gespräch. Wir sind mit ihm über eine Hochgeschwindigkeitsleitung und High-Definition-Kamera verbunden. Die moderne Konferenztechnologie bringt die Neuheiten von Bulgari in ihren filigran funkelnden Details zum Glänzen, fast als wäre man vor Ort. Am Tag zuvor war Babin noch in Neuenburg, im operativen Herzen der Uhrensparte von Bulgari, die in der Schweiz 400 Leute beschäftigt.

Die italienische Firma Bulgari und die Schweizer Uhrenindustrie: Das ist eine über hundertjährige Beziehung. Zu Beginn kauften die Italiener die Uhrwerke bei einigen grossen Namen der Branche ein: Jaeger-LeCoultre, Vacheron Constantin, Piaget. Vor 21 Jahren erwarben sie die Traditionshersteller Gerald Genta und Daniel Roth. Seither hat sich Bulgari zur Nummer fünfzehn der Schweizer Hersteller vorgearbeitet und legt technologisch ein hohes Tempo an den Tag.

## «Wie in der Liebe»

Im Jahr 2011 erwarb der französische Luxusgüterkonzern LVMH die Mehrheit an Bulgari von der Gründerfamilie. Und in der Schweizer LVMH-Uhrenfamilie, zu der neben Bulgari auch TAG Heuer, Zenith und Hublot gehören, beginnt das Jahr jeweils früh mit einem grossen Knall, der LVMH-Uhrenwoche, an der eine erste Welle von Neuheiten in den Markt getrieben wird. Letztes Jahr fand die LVMH Watch Week im Emirat Dubai statt. Doch dieses Jahr wurde sie aufgrund von Covid-19 komplett in den digitalen Raum verschoben.

«Das Gute ist, dass wir online fast doppelt so viele Teilnehmer erreichen», sagt Babin. Er wirkt trotz des schwierigen Jahres 2019 zufrieden und optimistisch. Bulgari hat die Covid-Pandemie zum Anlass für eine digitale Fitnesskur und den Ausbau der Online-Verkäufe genommen. Auch Mitarbeiter stellt

Babin mittlerweile per Online-Interview an. «Die Qualität ist nicht schlechter geworden», bemerkt er lachend.

Bulgari, erzählt Babin, sei im Uhrenbereich die Symbiose zwischen italienischer Design-Kunst und Schweizer Uhrmacherpräzision. «Wir verschmelzen die unübertroffene italienische Ästhetik mit der Spitzentechnologie aus der Westschweiz.» Entwickelt und zu-



Digitale Fitnesskur: Bulgari-Manager Babin.

sammengesetzt werden die Uhren in Neuenburg, die Uhrwerke werden in der eigenen Manufaktur in Le Sentier VD gefertigt, die Zifferblätter und Gehäuse in Saignelégier JU. «Mit unseren Uhren ist es wie in der Liebe», erklärt der Bulgari-Chef: «Das Äussere lässt die ersten Funken springen, dann geht es aber um die inneren Werte.» Für die inneren Werte sei die Schweiz zuständig, «die Design-Obsession kommt aus Rom».

Die Damenwelt bereichert Bulgari zu Beginn des Jahres zum Beispiel mit der neuen Serpenti Spiga, einem schlangenförmig gewundenen Armband, das in diamantbesetztem Rosé- oder Weissgold erhältlich ist und an dessen Kopfsich kunstvoll eine Uhr einfügt. «Das Schlangen-Armband brachte Kleopatra als Geliebte von Julius Cäsar nach Rom», erklärt Babin. Es sei eines der am engsten mit der Geschichte der Stadt verbundenen Symbole und stehe für die «ewige Erneuerung».

## Höhere Investitionen

Für die Herren wartet das Unternehmen mit neuen Modellen des Octo Finissimo auf, eines ultraschlanken, ganz in Metall gehaltenen Chronographen aus Stahl oder Titanium. Techniker-Herzen lässt das nur 2,23 Millimeter dicke Uhrwerk höher schlagen. Das Design, sagt Babin, sei auch hier durch die Ewige Stadt inspiriert, «die monumentale Decken des Pantheon und anderer historischer Denkmäler». Mit diesen für Bulgari-Verhältnisse eher schlicht gehaltenen Modellen will er im grössten Marktsegment für Herrenuhren Fuss fassen.

«Wir werden 2021 ein Crescendo erleben», sagt Babin: Das erste Quartal sei natürlich noch durch Covid belastet, das Duty-free-Geschäft praktisch inexistent. Aber mit der zunehmenden Impfung in Europa und den USA und wegfallenden Reisebeschränkungen werde sich das Geschäft bis Ende Jahr erholen. «Für das nächste Weihnachtsgeschäft sind wir sehr zuversichtlich.» Überhaupt: Bulgari habe 2020 mehr investiert als 2019.

Wie auch letztes Jahr plant das Unternehmen im August die Genfer Uhrenwoche. Letztes Jahr sei das der einzige grössere physische Anlass der Schweizer Uhrenindustrie gewesen – organisiert ausgerechnet vom italienischen Mitbewerber. «Manchmal müssen wir mehr Ehrgeiz zeigen als unsere Schweizer Kollegen.»

Florian Schwab

# Angriff der Tech-Giganten

Wenn der Präsident der Vereinigten Staaten mundtot gemacht werden kann, dann kann das jedem passieren.

Leon de Winter

Der Senat, der die einzelnen fünfzig Bundesstaaten vertritt, und das Repräsentantenhaus, das dort im Namen von 435 Wahlkreisen tagt, haben ihre vornehmen Quartiere im Kapitol und in seinen Nebengebäuden. Zusammen bilden sie den Kongress. Die meisten Amerikaner verachten den Kongress, der in Umfragen nicht viel beliebter ist als irgendeine Gruppe von Banditen.

Das Gebäude selbst leidet nicht unter Unbeliebtheit. Es symbolisiert das amerikanische System der Regierung von und durch das Volk, obwohl viele von Trumps Anhängern begonnen haben, daran zu zweifeln.

Trotz seiner Position als nationales Heiligtum hat das Kapitol neben den traurigen Ereignissen vom 6. Januar (für die Präsident Trump eindeutig eine Mitverantwortung trägt) bereits Vorfälle von rüdem und gewalttätigem Verhalten erlebt.

1954 verletzten puerto-ricanische Nationalisten im Kapitol fünf Kongressabgeordnete. Im Jahr 1983 wurde dort ein schwerer Bombenanschlag auf die Räume der republikanischen Senatoren verübt. Im Jahr 2017 wurde schliesslich das Büro eines republikanischen Senators besetzt.

Zum Zeitpunkt der Anhörungen von Richter Kavanaugh im Jahr 2018 waren die Räume von Hunderten von Anti-Kavanaugh-Demonstranten besetzt. Im Februar 2020 zerriss die Vorsitzende der Demokraten, Nancy Pelosi, in der Haupthalle des Kapitols hinter dem Rücken von Präsident Trump eine Kopie seiner Rede zur Lage der Nation – womit Pelosi das feierliche Ritual der State of the Union verunglimpfte.

## Chamenei darf weiter twittern

Die meisten Medien der freien Welt beschreiben die Ereignisse des 6. Januar als Aufstand oder Staatsstreich. Und da Donald Trump ohnehin den Ruf eines zweiten Adolf Hitler hat, werden diese Vorwürfe begierig aufgegriffen. Das Ergebnis ist: Wenn die sozialen Medien des Faschisten Trump abgeschaltet werden, kommt es kaum noch zu Protesten.

Die sozialen Medien von Ajatollah Chamenei und anderen umstrittenen Politikern bleiben intakt. Unterdrücker und undemokratische Bewegungen aus aller Welt platzieren darauf ungehindert ihre Botschaften.

Dazu ein Beispiel, herausgegriffen aus vielen Tausenden: Vor einigen Monaten schickte Reza Aslan, ein bekannter amerikanischer Linksintellektueller, folgenden Tweet über die Nachfolge der Obersten Richterin Ruth Ginsburg: «If they even TRY to replace RBG we burn the entire fucking thing down.» Mit «the entire thing» meinte er Washington, D. C. Aslan ist ein angesehener Mann in progressiven Kreisen, doch sein Twitter-Account wurde nicht geschlossen.

Letzte Woche wurde Trumps Online-Präsenz innerhalb weniger Tage von den Tech-Firmen komplett gelöscht. Wie sieht ihre rechtliche Stellung nach amerikanischen Gesetzen aus?

## Facebook als Post

Facebook und Google sind unabhängige Unternehmen, die unter einer speziellen Gesetzgebung agieren, nämlich Paragraf 230 der Communications Decency Act (CDA) von 1996. Der Kern von Paragraf 230 lautet: «No provider or

user of an interactive computer service shall be treated as the publisher or speaker of any information provided by another information content provider.»

Mit diesem Leitsatz konnten die sozialen Medien wie offene Arenen agieren. Sie waren ja nicht für die Meinung ihrer Nutzer verantwortlich, sie waren auch keine Verleger, die eine Auswahl trafen, sondern nur ein Vermittlungskanal – wie die Post, die nicht sehen und daher auch nicht beurteilen darf, was Briefschreiber untereinander austauschen.

Obwohl Paragraf 230 von Unternehmen, die soziale Medien kontrollieren, verlangt, dass sie sich einer Wertung der auf ihren Seiten geposteten Inhalte enthalten, filtern sie seit geraumer Zeit Nachrichten, die ihnen nicht gefallen, und entfernen sie sogar. Mit dem Aus für Trumps soziale Medien haben diese Unternehmen einen historischen Moment von beispielloser Tragweite erzwungen.

Als in der *New York Post* Beiträge über die mögliche Verstrickung des Sohnes von Joe Biden in Korruption erschienen, beschlossen die Tech-Giganten, diese Berichte zu unterdrücken, die kurz vor den Wahlen publik wurden. Seit geraumer Zeit sind die Videos von Dennis Prager, einem populären konservativen Intellektuellen, von Youtube gesperrt.

Einer der herausragendsten Podcaster in Amerika ist Dan Bongino, ein ehemaliger Agent des Secret Service. Twitter sperrte ihn, als er Trumps letzten Tweet neu positionieren wollte, woraufhin Bongino selbst seinen Twitter-Account aus Protest schloss. Vor ein paar Tagen wurde die Facebook-Seite von Walkaway, einer grossen Plattform mit mehr als einer halben Million Menschen, die sich von den Linken und den Demokraten abgewandt haben, von Facebook geschlossen.

## Niemand da, den man anrufen könnte

Dies sind keine Beispiele für besondere Vorkommnisse. Es schwappt eine Welle von Schliessungen konservativer Social-Media-Accounts durch den politisch rechtsgerichteten Teil Amerikas. Widerstand ist unmöglich. Nie-





*Die Tyrannei rückt näher.*

manden kann man anrufen. Kontrolle ist gesichtslos, anonym, schwer fassbar.

In den letzten Monaten gab es eine Abwanderung von konservativen und rechten Nutzern sozialer Medien zu Parler, dem konservativen Pendant zu Twitter. Nachdem Apple und Google den Zugriff auf die Parler-App gesperrt hatten, schaltete Amazon die von Parler genutzten Server ab – Amazon ist nicht nur ein Online-Kaufhaus, sondern bietet auch Server-Dienste an. Mit anderen Worten: Erst werden die Konservativen aus den sozialen Medien vertrieben, und dann wird ihr Rückzugsort technisch zerstört.

Das, reden wir nicht um den heißen Brei herum, nennt man Zensur. Die sozialen Medien verbannen Stimmen, die nicht in den politisch korrekten Kosmos der Tech-Oligarchen des Silicon Valley passen. Die amerikanischen Oligarchen dominieren jetzt den politischen Diskurs in Amerika und sehr bald auch

im Rest der Welt. Sie sind niemandem Rechenschaft schuldig, sie verwandeln ihre sozialen Medien in Meinungsmonopole.

Das linksliberale Amerika dominiert die Medien, Hollywood, die Universitäten, die obersten Schichten des Grosskapitals und jetzt auch

*Streit, Fluchen, Lärm, Hysterie, Chaos und Unsinn ist entscheidend für eine lebendige Gesellschaft.*

die sozialen Medien. Donald Trump wurde von den Stimmlosen des «Middle America» gewählt, das die Hälfte der Bevölkerung ausmacht, aber dieser Teil Amerikas hat nun seine Online-Stimmen durch die Intervention der Tech-Unternehmen verloren.

Wenn der Präsident der Vereinigten Staaten mundtot gemacht werden kann, wenn er mit Hilfe der Techniken des 21. Jahrhunderts nicht

mehr mit seinen Anhängern kommunizieren kann, dann kann das jedem passieren. Es ist unverständlich, dass progressive Journalisten und Politiker diese Gefahr nicht anprangern. Im Gegenteil, sie scheinen diese Entwicklungen sogar zu unterstützen.

### Wenn die Antifa kommt

Falls es einigen Lesern schwerfällt, meine Warnungen zu akzeptieren, hören Sie sich den Podcast von Bret Weinstein und seiner Frau Heather Heying an, Intellektuelle, die 2017 ungewollt durch die Unruhen am Evergreen State College im Bundesstaat Washington bekannt wurden. Es spielte keine Rolle, dass sie beide sehr links eingestellt waren; sie gerieten mit «antifaschistischen» Studenten aneinander. Ihre Geschichte ist typisch für das, was sich im heutigen Amerika im grossen Stil abspielt.

Im März 2017 stiess das Professorenpaar Weinstein und Heying im Evergreen State College mit einer radikalen Meute von Studenten zusammen, die das Paar zu Faschisten erklärten. Auf dem Campus machten hysterische Studenten Jagd auf Weinstein und Heying, die zu Symbolen der «white supremacy» wurden. Die rückgratlose Universitätsleitung liess die beiden Professoren fallen. Innerhalb weniger Monate wurden sie zu akademischen Parias. Später wurden die mit Weinstein verbundenen Facebook-Konten geschlossen.

Fazit: Wenn Sie bei den Tech-Oligarchen in Ungnade fallen, verlieren Sie Ihre Online-Präsenz, ohne ein Recht auf Erklärung, Einspruch oder Protest. Der Podcast von Weinstein und Heying vom vergangenen Samstag trägt den Titel: «Tyranny is fast approaching» (Die Tyrannei rückt immer näher).

Meinungsfreiheit mit allem, was dazugehört, wie Streit, Fluchen, Lärm, Hysterie, Chaos, Unsinn und fröhlicher oder ernster Blödsinn, ist entscheidend für eine lebendige Gesellschaft. Die Tech-Oligarchen gehen nun zum Angriff hierauf über. Sie träumen von sogenannten Communities mit einer Vielfalt an Rasse und Geschlecht – aber sie lassen keine Vielfalt in Bezug auf politische, moralische oder wissenschaftliche Positionen zu, wenn diese nicht mit den «Identity»-Ideologien übereinstimmen, die jetzt bei den Oligarchen und den amerikanischen intellektuellen Eliten en vogue sind.

Der niederländisch-jüdische Historiker Jacques Presser bemerkte bereits 1947: «Der Faschismus, sollte er jemals zurückkehren, wird sich zweifellos im Gewand des Antifaschismus präsentieren.»

Wir stecken mittendrin.

Leon de Winter ist ein niederländischer Schriftsteller und Filmschaffender.

# Die Burka

Ich habe meine Meinung geändert – ja, das geht.



Als Frau, die ihre Weiblichkeit gerne zur Schau stellt, für die enge Jeans und «Walle-mähne» (CVP-Politikerin) zur Identität gehören wie für andere Perlenkette oder Lippenstift, stelle ich mir die Burka als das elendste Gewand überhaupt vor. Burka heisst für mich Unterdrückung, Frauenfeindlichkeit, Unsichtbarmachen ihrer Trägerin. Sie ist die engste Höhle der Welt. Sie steht für Parallelgesellschaften, sie behindert die Integration, sozialgesellschaftlich gesehen ist sie ein Desaster. Freiheitsraub im Namen einer Religion: Auch wenn der Koran keinen Gesichtsschleier vorsieht, wie einige Islam-Gelehrte betonen, irgendein Fanatiker (männlich!) muss sie ja erfunden haben. Wie eifersüchtig, wie brutal und barbarisch kann man sein?

In einer freien Gesellschaft hat die Burka eigentlich nichts verloren. Im historischen Kontext betrachtet, ist die Zurschaustellung von religiösen Zwängen mitten in der Gesellschaft des 21. Jahrhunderts ja auch irgendwie frustrierend, befremdend, nachdem vor nicht allzu langer Zeit bei der Aufklärung (und in einem langen Prozess zuvor) so viele Dinge entschleiert sowie Er-rungenschaften erzielt wurden und die alles dominierende Religion in die Schranken gewiesen wurde. Die Verdrängung der Religion aus dem Alltag kam der Gesellschaft sowie dem Einzelnen zugute; Menschen verfügten über mehr Selbstbestimmung, das Individuum wurde wertvoller.

Die Befürworter wollen mit dem Burkaverbot auch ein Zeichen setzen. Gegen die Unterdrückung der Frau, gegen Islamisierung. Zeichen setzen – ich kann es nicht mehr hören. Alle wollen heute ein Zeichen setzen: gegen rechts, gegen links, gegen Hass, gegen Kapitalismus, gegen männliche Dominanz, gegen Corona. All diese wenn auch gutgemeinten Zeichen ändern aber wenig bis nichts an der Realität.

Tatsache ist: In der Schweiz sind es etwa 100 Frauen, die den Koran so konservativ und fundamentalistisch auslegen, dass sie sich dafür aus freien Stücken einer freiheitsfeindlichen Tradition unterwerfen – einige werden von Ehemann oder Familie dazu gezwungen. Das sind 0,001176 Prozent der Bevölkerung. Wie die Verbotsbefürworter würde auch ich mich nicht an ein Stadtbild voller Burkaträgerinnen gewöhnen wollen. Aber ich bin bei uns noch keiner einzigen begegnet.

Die Freiheit des Einzelnen hat ihre Grenze in der Freiheit des jeweils anderen. Ich kann nicht erkennen, wie konkret wir in der Schweiz als Gesamtgesellschaft angesichts 100 verschleierter Frauen irgendwo zwischen Genf und dem Tessin in unserer persönlichen Freiheit eingeschränkt wären. Umgekehrt aber würde ein Burkaverbot stark in das Leben und die Freiheit dieser 100 eingreifen, plus in jene einiger Touristinnen. Auch wenn ich die Burka für ein verachtungswürdiges Stück Stoff halte: Nur weil ich etwas nicht verstehe oder ablehne, muss es nicht verboten werden. (Natürlich gibt es Grenzen; vollverschleiert sollte man auch nicht erwarten, einen Job zu finden oder in bestimmte Einrichtungen eingelassen zu werden.)

Man kann nun einwenden, dass wir durch ein Verbot die unterdrückten Frauen befreien. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sich für Frauen, die von ihren Männern bevormundet und drangsaliert werden, etwas grossartig ändern würde, weil wir ein Gesetz zur Kleidungs-vorschrift erlassen (was im Übrigen mit liberalen Werten nicht vereinbar ist). Die Unterdrückung existiert, sie lässt sich auf diese Art aber wohl nicht lösen. Aber jenen, die sich freiwillig verhüllen, würde man ein Stück Selbstbestimmung nehmen.

Man kann argumentieren, dass es sinnvoller ist, heute schon ein Gesetz zu verabschieden als erst in zehn Jahren, wenn die Anzahl Burkaträgerinnen gestiegen ist und ein Verbot schwieriger umzusetzen wäre. Vielleicht. Nur ist die Schweiz in einer anderen Situation als Frankreich oder Grossbritannien, und ich habe Vertrauen in unser Politiksystem, dass wir durch kluge Entscheide Probleme wie Parallelgesellschaften auch in Zukunft verhindern können.

Man kann einwerfen, dass Parallelgesellschaften doch gerade durch Abkapseln vom gesellschaftlichen Normalzustand entstehen. Ich glaube, es ist eher umgekehrt, dass Verbote kontraproduktiv sind und ihre Entwicklung erst ankurbeln würden, weil viele Frauen ohne den Schleier das Haus kaum mehr verlassen würden.

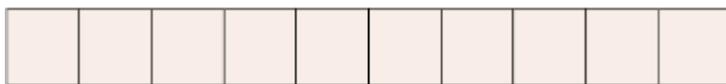
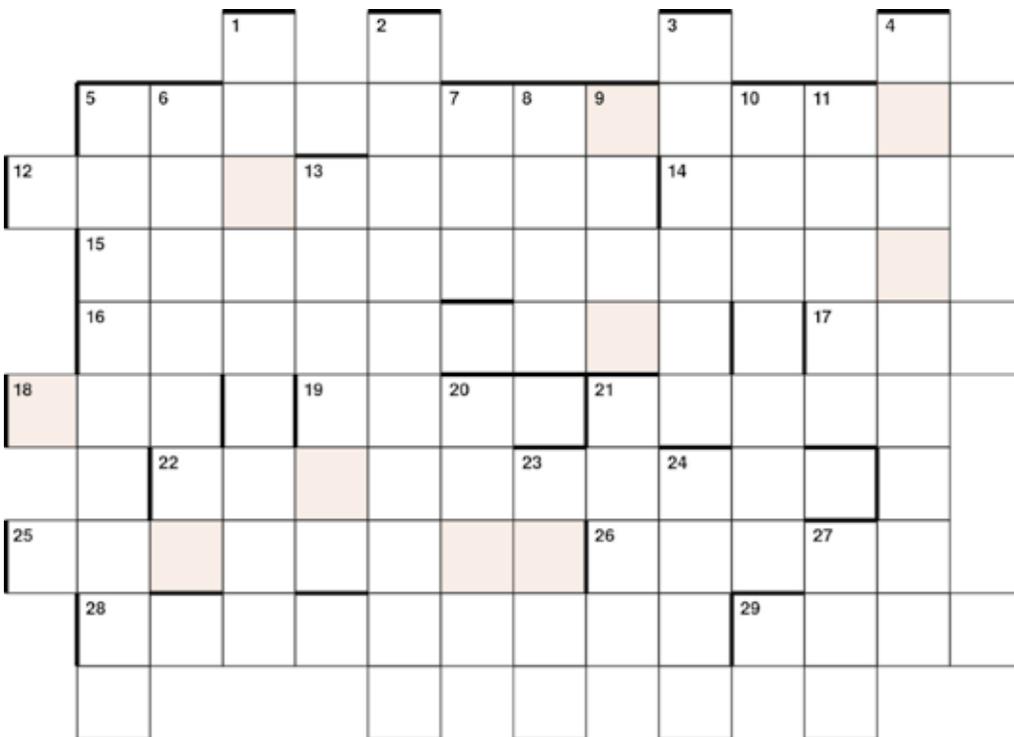
Man kann anbringen, dass die Toleranz gegenüber der Ganzkörperverschleierung als Toleranz gegenüber der Unterdrückung betroffener Frauen zu verstehen sei. Blödsinn.

Man kann einwenden, dass wir ja auch nicht öffentlich nackt herumspringen dürfen. Na ja, ich bezweifle, dass es bei uns 100 Menschen gibt, denen ein Nacktverbot so zusetzt, dass das Tragen von Kleidern eine schwere Beeinträchtigung in ihrem Leben mit sich bringen würde.

Der Gegenvorschlag des Bundesrates scheint ein fairer Kompromiss. Statt eines gesamtschweizerischen Verbots spricht er sich für ein unverhülltes Gesicht im Kontakt mit den Behörden aus und dafür, dass jeder Kanton selbst über Burka-Problematiken wie Sicherheit et cetera befinden soll. Wer jemanden zwingt, das Gesicht zu verhüllen, macht sich strafbar.

Für mich gibt es 100 gute Gründe gegen ein Burkaverbot in der Schweiz – 100 Frauen.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

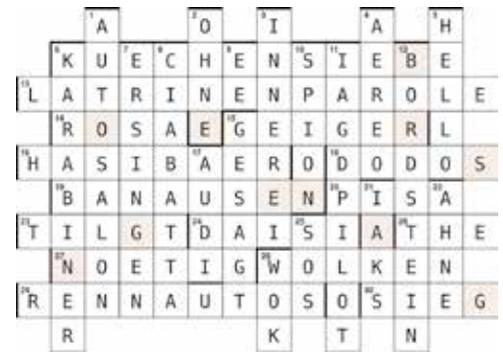
**Lösungswort** — Untergrundjammerkammer

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **5** Herr und Frau Mustermann sind oft nur ennuyiert, wenn ein Fachmann, selbst davon fasziniert, darüber stundenlang referiert. **12** Eine fächerübergreifende Disziplin der abspeckaspektischen Medizin. **14** Was einer, der zwar dreist ist, dabei jedoch Charme aufweist, ist. **15** Sie bleibt gewöhnlich bei Gelb noch stehen, muss aber spätestens bei Rot dann gehen. **16** Ist ein solcher gefallen, ist die 4D-Hyperentscheidung gefällt. **17** Ein fern- und überwiegend fremdgesteuerter Drucker. **18** Zeigt, trivial, ein Kardialpotentialsignal. **19** Dauert etwas wirklich derart lang, kommt's auf weitere drei Tage auch nicht mehr an. **21** Beschreitet seinen path zum Seelenheil – forebearing-style – in aller Seelenruhe. **22** Die, die Rüpelhafte taktisch platzieren, um ihre Konkurrenten faktisch zu blockieren. **25** Der heimst sich, meist mühselig, was ein oder ist in Mittelfranken daheim. **26** Was ein Hetzer im Grunde verfasst, sehr stark zusammengefasst. **28** Bietet jeder Kammer- oder Geisterjäger. **29** Wie ein Stutz, aus heiterem Himmel.

**Senkrecht** — **1** Die Zutaten für diesen Beilagenhit bringt ein alter Assi mit. **2** Macht die Fracht nur reflexiv und passiv, eine Teilkraft dagegen aktiv. **3** Die «Allzeit bereit zur Arbeit!»-Freizeit. **4** Sind nicht bloss überaus unterbelichtet, sondern überdies untenrum bloss. **5** Vegetabilische Attacken auf biologische Schlacken. **6** Etwa als Sanktion eine Tracht mit Tradition. **7** Nach seinem Schrei benannter «Palingei». **8** Der weiblichen Emanzipation lieblicher Ton. **9** Wegen Mangels an Saft frühzeitig erschläfft. **10** Das ist ehrlich ernst gemeint und genauso zu nehmen. **11** Dabei wird, häufig zukunftsorientiert, wissenschaftlich inspiriert fantastisch spekuliert. **13** Die Höheren Krebse in den Tiefen des Kellers. **20** Sie ist eine Angeberin im Kernkraftbereich, zumindest punkto Unfallschwerevergleich. **21** Meiner ist meines einzigen Geschwisters Tochtters Cousin ersten Grades. **23** Schaurig herb beim schaumigen Wein oder eine Schar von Kinderlein. **24** Queens Radio, eine danach benamste Lady of Pop und zudem nicht ganz richtig im Kopp. **27** Der bombastisch-patriotische Uncle von Übersee.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 702**

**Waagrecht** — **6** KUECHENSIEBE **13** LATRINENPAROLE **14** Bei der Giro d'Italia erkennt man den Führenden am ROSA Trikot. **15** GEIGER **16** HASIBAER **18** Die DODOS sind ausgestorben. **19** BANAUSEN **20** Der Schiefe Turm von PISA **23** TILGT(!) **24** DAISI Duck **26** THE: engl. das (Artikel) **27** NOETIG **28** Teilweise aus «Über den WOLKEN» von Reinhard Mey **29** RENNAUTOS **30** SIEG

**Senkrecht** — **1** AUTOSALON **2** (Unten/Oben) OHNE **3** INNEREI **4** AEREO: ital. Flugzeug (mit Zitaten aus dem Refrain von «Nel blu dipinto di blu») **5** (Ot)HELLO: engl. hallo **6** KARABINER(haken) **7** ERSINGEN **8** CIABATTA: ital. auch Pantoffel **9** EE: Estlands ccTLD **10** SPION: auch Guckloch **11** IAGDPILOT **12** BORDSTEIN (schwalben) **15** Dictum factum = GESAGT, getan **17** AUDI: lat. höre! (horch!), von August Horch gegründeter Automobilhersteller **21** IAKS **22** Der/die AHNE **25** SOS: Morsecode **28** WOK: Anspielung auf die von 2003 bis 2015 von «TV total» durchgeführte Wok-WM

**Lösungswort** — **BOERSENGANG**

**EMS**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

**JUNGFRAU**

**TOP OF EUROPE**

# Jungfraujoch

**TOP OF EUROPE**



**Eiger  Express**

**GRINDELWALD TERMINAL**

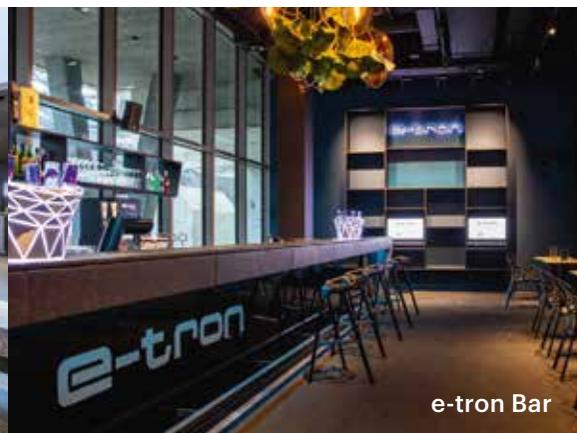
mit öV-Anschluss, Parkhaus,  
Skidepots und attraktiven Shops



Eiger Express



Grindelwald Terminal



e-tron Bar